HEINZ HALTER

DER POLYP VON NEW YORK

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

HALTER DER POLYP VON NEW YORK

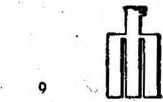
Der Polyp von New York

Heinz Halter

Der Polyp von New York

Die Geschichte Tammany Halls

Korruption und Verbrechen im demokratischen Amerika nach Tatsachen berichtet



1942

FRANZ MÜLLER VERLAG DRESDEN

Printed in Germany
Druck und Buchbinderarbeit: Großdruckerei Franz Müller, Dresden A 1

Verlags-Nr. 196

INHALT

I. Kapitel

Die Söhne des heiligen Tammany

Mit einem wunderbar weich gepolsterten Sessel hoffte William Mooney sich zu rehabilitieren.

Er hatte es bitter nötig, die Meinung seiner Mitbürger zu seinen Gunsten zu stimmen. Verdammt nötig. Denn wenn man in dem großen Krieg, den die nordamerikanischen Staaten um Freiheit und Unabhängigkeit gegen ihren bisherigen Landesvater, den König Georg III. von England führten, zunächst, wie es sich gehört, für Unabhängigkeit und Freiheit kämpft, danach aber, einer besseren Konjunktur folgend, desertiert und in die Armee des englischen Königs eintritt, um endlich, als Unabhängigkeit und Freiheit erkämpft und gesichert sind, den erstaunten Mitbürgern zu beteuern, man habe ja auch dazu beigetragen und sei nun ein so guter amerikanischer Bürger wie nur einer — dann muß man diese Beteuerung auch glaubhaft beweisen können.

Und zu eben diesem Zweck hatte William Mooney, Tapezierer und Möbelhändler zu New York, den er-

wähnten und wunderbar weich gepolsterten Sessel angefertigt.

Als das Volk von New York — es mögen etwa 40000 bis 50000 Seelen gewesen sein — sich am 23. Juli 1788 zu der großen Parade zu Ruhm und Ehre der neuen Verfassung der neuen Vereinigten Staaten von Nordamerika sammelte, als die Soldaten des Unabhängigkeitskrieges hinter ihren Fahnen durch die Straßen marschierten, als die Handwerker im Festtagsgewand den Bataillonen der Freiheitskämpfer huldigten, da schloß auch William Mooney seinen kleinen Laden in der Nassaustraße ab. Feierlichen Schrittes begab er sich mit vier Gesellen zum Sammelplatz der Handwerker. Ihm war die freilich unverdiente Ehre zugefallen, das Gewerbe der Tapezierer und Polsterer im Festzug zu vertreten. So führten denn seine Gesellen den Polstersessel auf schwankender Bahre zwischen sich. Tom Mooney aber schritt, stolzgeschwellt, voran, und trug dabei ein Schild, auf dem in großen Buchstaben zu lesen war, daß dieser Sessel allein für den ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten bestimmt sei.

Welche Widmung von den mitziehenden und umstehenden Bürgern und Patrioten mit beifälligem Zuruf aufgenommen wurde ...

Und dies wiederum ermutigte den wackeren Tapezierer William Mooney, auf der einmal beschrittenen Bahn zu patriotischem Wirken weiterzumarschieren und sich ganz in die Welt — sie wurde später zur Unterwelt — der Politik zu begeben.

Er fand ein reiches Betätigungsfeld. Nach langen, ermüdenden Verhandlungen, Beratungen, nach Hin und Her und Vor und Zurück hatten die von England abgefallenen Staaten Nordamerikas dem militärischen Erfolg die Verankerung in einer Verfassung gegeben, die ein Kompromiß zwischen den Wünschen der kleinen und den Forderungen der großen Staaten der neuen Union darstellte. Die kleinen wollten den Bund höchst demokratisch regiert sehen, das heißt, sie freuten sich schon vor dem Beginn des Regierens darauf, kraft ihrer größeren Zahl die großen Partner dauernd überstimmen zu können — die großen aber schwärmten für eine kraftvolle Zentralregierung, mit deren Hilfe sie die kleinen Bürger in die Ecke schicken konnten. Es kam zu dem üblichen Kompromiß, der, wie alle seinesgleichen, die Fehlerquellen für künftige Zeiten schon in sich trug.

Zwar war die Wahl des ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten noch einstimmig vor sich gegangen. Wer hätte auch gegen George Washington stimmen wollen! Danach aber hatten die Schwierigkeiten begonnen. Das Land, das seine Freiheit und Selbständigkeit in langen Jahren des Kampfes errungen hatte, besaß im Grunde nichts, was die Grundlage einer friedlichen Regierung sein konnte. Es hatte nichts als siebzig Millionen Dollar Schulden. Was damals eine schöne runde Summe war.

Dazu hatten die Einzelstaaten während des Krieges Notgeld, Schatzanweisungen, Schuldgeldverschreibungen ausgegeben, um deren Deckung sich der

Schatzmeister des Staates Virginia oder irgendein General in Pennsylvania den Teufel gekümmert hatte. Jetzt mußten sie eingelöst werden. Von wem? Vom Aussteller oder vom Bund? Wer sollte die zahllosen Requisitionsscheine anerkennen und einlösen, mit denen der Krieg finanziert worden war? Wie stand es mit den Zöllen, die bisher zwischen den einzelnen Staaten erhoben worden waren? Schutzzölle, so schrien die Farmer des Grenzlandes, also des Südens und Westens, wären nur geeignet, sie selbst zu belasten, die Fabrikbesitzer und Geldleute der Ostküste aber zu bereichern.

Die Einheit des neuen Bundes war kaum geschaffen, da klaffte schon der Riß durch den Staat. Da stand die Küste gegen das Hinterland, die Geldgeber der großen Städte Philadelphia, Boston, New York, Hartford, gegen die Farmer des Südens und Westens, die ja bei ihnen Geld borgen mußten, wollten sie überhaupt existieren. Da stand Stadt gegen Land.

Und schon gründeten geschäftstüchtige Männer auf beiden Seiten die ersten Parteien.

Die Anhänger Washingtons, geführt von seinem Schatzmeister Alexander Hamilton und dessen aristokratischen Freunden, nannten sich Föderalisten, da sie für eine starke Zentralregierung eintraten, in der die Reichen, Hochgeborenen, Wohlerzogenen, Gebildeten — also sie selbst natürlich — sitzen sollten.

Die anderen, die kleinen Leute, das Volk, das jene ausschalten wollten, die Farmer, Pflanzer, Hinterwäldler, nannten sich ganz einfach Antiföderalisten und wurden vom Staatssekretär Thomas Jefferson

geführt. Und da sie ihre aristokratischen Gegner stets in Verdacht hatten, aus der Republik bald eine Monarchie machen zu wollen, gingen sie selbst noch einen Schritt weiter und nannten sich demonstrativ Republikaner und später Demokraten.

Vor ein paar Jahren hatten sie alle miteinander noch im Feld gegen König Georgs verhaßte Rotröcke gestanden.

Jetzt haßten sie sich und beschimpften einander mit wüsten Ausdrücken. Dem ehrlichen George Washington aber verbitterte dieser Kläfferkrieg das Leben so stark, daß er es ablehnte, sich ein drittes Mal zum Präsidenten wählen zu lassen. Ehe er aber ging, veröffentlichte er sein politisches Testament. Es mahnte sein Volk, mehr an die Nation, weniger an das Einzelinteresse zu denken. Für die Außenpolitik gab er ihm eine Richtschnur, die wert ist, hier wiederholt zu werden:

„Europa", so heißt es da, „hat eine Reihe wichtiger Interessen, die uns gar nichts oder nur sehr wenig angehen. Deshalb muß es häufig in Streitigkeit geraten, deren Gegenstand für uns völlig bedeutungslos ist. Deshalb wäre es unklug, uns durch künstliche Bande in die Wechselfälle seiner Politik zu verstricken oder bei der Gestaltung seiner freundschaftlichen oder feindlichen Beziehungen mitzuwirken. Und es ist unsere richtige Politik, uns von dauernden Bündnissen mit irgendeiner Macht des Auslands fernzuhalten ..."

★

William Mooney also beschloß, sich der Politik, die ihm angesichts der Parteienbildung gewisse Aussichten versprach, in die Arme zu werfen. Sein Einfall war nicht schlecht. Es sei, so überlegte er, zwecklos, eine neue Partei zu gründen. Nützlicher dagegen sei es, einer der schon bestehenden einen gesellschaftlichen Rückhalt zu geben. Und da er selbst zu den Republikanern hielt, ging er hin und gründete einen Klub, eine Gesellschaft, deren Zweck und Ziel die Hochhaltung aller Prinzipien republikanischer Gesinnung, die Pflege der Brüderschaft und Nächstenliebe, des Freiheitsgedankens und all jener Dinge sein sollte, „die diesem Land zum Vorteil gereichen".

Kein schlechter Einfall. Genial aber die Form, die dieser einfallsreiche Tapezierer seinem Klub gab. Originell, auffallend, anreißend, marktschreierisch mußte sie sein, sollte die ganze Veranstaltung überhaupt Sinn haben und Nutzen bringen.

Sie wurde originell und marktschreierisch!

Denn Herr William Mooney griff mit fester Hand unbekümmert in den großen Sack der Geschichte seines Volkes — so sehr lange dauerte diese Geschichte allerdings noch nicht — und zog einen — Indianer heraus.

Einen Uramerikaner sozusagen.

Es war der fast sagenhafte Häuptling Tammany, der wirklich bedeutende Führer der Lenni-Lenape, die man später Delawaren nannte. Wir kennen ihn besser unter dem Namen Tamenund, den Cooper in seinem „letzten Mohikaner" dichterisch verklärt fest-

gehalten hat. Als William Penn, der Führer einer Kolonie aus England vertriebener Quäker, am 27. Oktober 1682 in Amerika landete und das nach ihm genannte Land Pennsylvania besiedelte, da entbot ihm der Häuptling Tammany den Gruß der Indianer. Denn damals traten die Rothäute diesen ersten Weißen noch freundschaftlich und ohne Arglist entgegen; erst später wurden sie ihre grausamen, erbitterten Feinde, aber daran trugen nicht die Indianer Schuld.

Hundert Jahre später tauchte dieser Häuptling Tammany wieder auf. Nur im Lied — er selbst war längst tot. Wahrscheinlich von seinen weißen Freunden erschlagen. Das hinderte aber nicht, ihn nun, im Unabhängigkeitskrieg, zu einem amerikanischen Nationalhelden zu stempeln. Die Soldaten sangen hübsche Lieder zum Preise von „Sankt Tammany, dem amerikanischen Heiligen", und ein begeisterter Zeitgenosse hat diesen schönen Spruch der Nachwelt hinterlassen:

„Laßt Asien seinen Konfuzius und Zoroaster haben, Afrika Dido und Ptolemäus, Europa stolz sein auf Karl den Großen und Romulus — wir haben unseren Tammany!"

Den also hat der schlaue William Mooney ausgegraben. „Tammany-Society" nannte er den Klub, den er am 12. Mai 1789 aus der Taufe hob, Tammany-Gesellschaft; später, als sein Verein die Satzungen und die Bedeutung eines Ordens oder einer Illuminaten-Loge, wie sie im alten Europa zu Hunderten als große Mode bestanden, erhielt, führte er den stolzen Namen „Söhne des Heiligen Tammany".

Indianisch der Name, indianisch all der andere Zauber. In „Sachems“, „Krieger“ und „Jäger“ — nach der alten Stammesorganisation der Rothäute — waren die Mitglieder eingeteilt. Dreizehn Häuptlinge standen an ihrer Spitze, einer für jeden der dreizehn Stämme Tammanys, als die man die ersten dreizehn Staaten der Union bezeichnete. Ein Großhäuptling — natürlich William Mooney — regierte den Klub, während der Ehrentitel eines Großgroßhäuptlings, auf indianisch „Kitschi Okemau“, dem jeweiligen Präsidenten der Vereinigten Staaten zustand. Ein altes, schon recht baufälliges zweigeschossiges Haus in der Broad Street, das bisher ein Tanzlokal höchst zweifelhaften Rufes gewesen war, wurde, da es schon seit Jahren den Namen „Tammany-Hallen“ führte, als Vereinslokal, „Wigwam“ genannt, erworben. Von ihm übernahm jedes neue Klubhaus des Bundes und später die ganze Organisation den Namen: „Tammany Hall“.

Die wackeren Demokraten spielten Indianer. Sicher hat es ihnen mächtigen Spaß gemacht, sich am ganzen Leib mit rotbrauner Farbe zu beschmieren, sich die Kriegsfarbe ins Gesicht zu malen, sich eine Skalplocke zu frisieren und zur Feier des Unabhängigkeitstages unter wildem Geheul, mit dem schrillen Kriegsruf „Et-hoh“ im Kriegstanz um ein Lagerfeuer zu hüpfen. Sich gegenseitig an den Marterpfahl zu binden und nach Herzenslust zu schinden, verboten die Satzungen.

Und wenn echte Indianer nach New York kamen, etwa um dem „Großen Weißen Vater“ Geschenke zu spenden und Ehrfurcht zu bieten, dann trat die Brüderschaft der „Söhne des Heiligen Tammany“ geschlossen an, rotbraun angestrichen, mit Skalp, Kriegsbemalung, Schlachtruf und Kriegstanz. Damit die armen Wilden doch endlich einmal erfahren und sehen konnten, wie es bei Indianern zuging ...

Erst im Jahre 1812 verschwand dieser wüste, groteske Spuk. Damals brachen nämlich unter dem Einfluß englischen Geldes die großen Indianeraufstände aus, und Rothäute waren in New York nicht mehr angesehen. Es galt als unpatriotisch, noch länger Indianer zu spielen. Doch hat sich manches Wort, manche Anspielung, mancher Brauch in der heutigen „Tammany Hall“ aus jener fröhlichen Kinderzeit falscher Indianer bis in unsere Tage gerettet.

★

Auf zwei starken Säulen ruht auch heute noch das Gefüge Tammany Halls. Beide sind in der menschlichen Natur begründet. Ihre Namen: Eitelkeit und Eigennutz.

Ihre Eitelkeit zu befriedigen fanden die ersten Mitglieder der „Gesellschaft des Heiligen Tammany“ hinreichend Gelegenheit im Indianerspiel, in prunkvollen Paraden, in Aufzügen und Banketten.

Ihrem Eigennutz diente die Politik, der sie sich in steigendem Maße zukehrten.

Schon bald nach der Gründung fand sich der erste Anlaß. Auf George Washington, der 1797 auf die Ehre, zum dritten Mal Präsident der USA. zu werden, verzichtet und sich, des Treibens dieser lauten, freilich von ihm geschaffenen Neuen Welt müde, auf sein Landgut Mount Vernon zurückgezogen hatte, war sein Vizepräsident John Adams gefolgt. Auch er Föderalist, also zu den „Wohlhabenden, Wohlgeborenen, Wohlerzogenen" gehörend.

Als seine vierjährige Amtszeit abgelaufen war, hielten die demokratischen Republikaner die Zeit für gekommen, auch einmal am gedeckten Tische Platz zu nehmen und ihre Mahlzeiten nicht immer im Vorzimmer einzunehmen. Außerdem fühlten sie sich stark genug, einen Wahlkampf mit Aussicht auf Erfolg antreten zu können. Denn inzwischen hatten sie in der „Gesellschaft des Heiligen Tammany" schlagfertige, wohlgerüstete Hilfstruppen gesammelt.

Ihr Einsatz machte sich bezahlt. In einem dramatischen, an Zwischenfällen reichen Wahlkampf wurde Thomas Jefferson zum neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Vizepräsident wurde Aaron Burr, ein in der New Yorker Lokalpolitik bekanntgewordener Republikaner. Es wäre schwer, für sein Charakterbild eine Formel zu finden. Er hatte Schulden über Schulden, war ein politischer Schieber, ließ sich seine Dienste gut bezahlen, war aber zugleich ein bezaubernder Gentleman, einer der letzten Abenteurer des gestorbenen 18. Jahrhunderts. Und wie alle Abenteurer, die diesen Namen verdienen, mit soviel guten,

ja glänzenden, wie schlechten Eigenschaften ausgestattet. Er kandidierte gegen Washingtons Freund, Alexander Hamilton, den er vier Jahre später im Duell tötete.

Die Schlacht war geschlagen. Der Sieg erfochten. Die Demokraten hatten den Staat in seiner höchsten Spitze erobert.

In den Großstädten des Ostens packte man die Koffer, um beim ersten Anzeichen der nun mit Todsicherheit einsetzenden Anarchie fliehen zu können. Denn nun mußte doch, so prophezeite jeder Börsenmann, die Plünderung und die Enteignung des Besitzes nach französischem Vorbild losbrechen...

Während die Farmer, Jäger, Fallensteller an der Indianergrenze in Kentucky, Virginia, Illinois, an den großen Seen und im Westen, ihre Schießprügel zu einem betäubenden Freudengeknatter entluden und auf den Höhen Siegesfeuer entzündeten, daß die Herrschaft des Geldsacks nun vorüber sei...

Ein gewisser William Mooney aber, einst ehrbarer Tapezierer und Möbelhändler, jetzt „Großhäuptling" der „Gesellschaft des Heiligen Tammany", konnte sich ob solchen Unverstandes beider Seiten eines gelinden Lächelns nicht erwehren:

Denn die „Tammany-Society" hatte zum erstenmal ihre Macht bewiesen. Hatte gezeigt, daß man mit geschickter Nachhilfe Ergebnisse hervorbringen konnte, die sonst unmöglich erschienen — hatte auch erwiesen, daß man, wurde die errungene Stellung nur

ausgebaut, amerikanische Politik in Zukunft nicht mehr ohne ihre Hilfe gestalten können würde.

Und angesichts solcher Erkenntnis konnte es den Männern dieser schon so einflußreichen Gesellschaft verdammt gleichgültig sein, was die einen befürchteten, die anderen erhofften.

Tammanys Macht kostete Geld — alles andere war höchst unwichtig.

Und wer mit Hilfe dieser Macht hochkam und die große Krippe erreichte, der hatte dafür eben zu zahlen.

Ob er sich nun zu den Geldsäcken oder zum „Volk" rechnete, spielte gar keine Rolle.

Zahlen, Gentlemen, zahlen ...

II. Kapitel

Die „alte Brauerei" — Mittelpunkt der Hölle

Aus trüben, tiefgeränderten Augen starrte Dan O'Brien gedankenverloren seinem Jungen nach, der sich auf schwachen, rachitischen Beinen durch den dunklen Kellergang schleppte und, leise vor sich hinweinend, im schwarzen Schatten der unverschlossenen Türöffnung verschwand.

Entsetzlich bleich, abgemagert sah der Fünfjährige aus. Dünne Arme baumelten kraftlos neben einem unnatürlich aufgetriebenen Leib. Wie ein grotesker kleiner Affe schaukelte sich das Kind voran. Auch sein Gesicht hatte nur wenige menschenähnliche Züge: Harte, glanzlose, unkindliche Augen irrten flink wie die Augen einer gefangenen Ratte von einer Seite zur anderen.

Der kleine Pat war das jammervollste Zerrbild eines jungen Menschen, dem man schon jetzt sein Schicksal voraussagen konnte:

Entweder in zwei, drei Jahren zu sterben, vielmehr hilflos einzugehen — oder ein großer Verbrecher zu werden ...

Ein Kind, das vor wenigen Jahren noch der Stolz und das Entzücken aller Freunde und Verwandten gewesen war. So gesund, so klug, so lebensfroh...

Damals — eine Ewigkeit lag dazwischen — als Dan O'Brien noch daheim in Irland lebte. Gott — gut war es ihm dort auch nicht gegangen. Stets Streit mit dem Grundherrn, der irgendwo in London lebte und sich durch einen am Ergehen der Familie O'Brien völlig uninteressierten Advokaten in Dublin vertreten ließ. Ein paar Mißernten, Schulden, ein wenig Familienzank — stimmt, viel Ärger war dies Leben gewesen, viel Not, viel Arbeit, aber doch auch viel Freude an Licht und freier Luft und am Gedeihen der Kinder.

Man war, auch als armer Mann, glücklich gewesen unter dem „weinenden Himmel" Irlands. Und hätte man damals auch nur entfernt ahnen können, was man für diese Armut eintauschen würde, wäre man lieber in Irland betteln gegangen, denn als freier Mann in dieses gelobte, dreimal verfluchte Amerika auszuwandern. Als der Grundherr, aus nichtigem Anlaß, eines Tages die Lehmhütte der Familie O'Brien abreißen ließ — um die Zerstörung zu vollenden, ließ er die Trümmer von ein paar Gespannen kräftiger Pferde in den nahen Sumpf schleifen — da war auch Dan dem großen, unabsehbaren Zug seiner Landsleute gefolgt, die alljährlich zu Zehntausenden die Reise über den großen Teich in das Paradies Amerika antraten.

Das Paradies hatte Dan O'Brien nicht gefunden.

Er war in die Hölle geraten.

Sie hieß hier: „Alte Brauerei" und lag im sechsten Bezirk, dem „blutigen" Bezirk, der Stadt New York. Genauer gesagt: in dem alten Five Points-Viertel, das seinen Namen durch die Kreuzung von fünf Straßen erhielt. Heute ist es verschwunden, nur eine einzige Straße, die Centre Street, blieb erhalten. Heute eine der vielen, trostlos gleichförmigen Straßen der Weltstadt. Damals, im ersten Drittel des vergangenen Jahrhunderts — der Mittelpunkt des New Yorker Verbrechertums. Denn an beiden Seiten dieser Straße gab es kein einziges Haus, das nicht Verbrecherquartier, Kaschemme, Freudenhaus oder Spielsalon zugleich war.

„Wir sind zur Stelle" — Charles Dickens ist unser Führer, der in seinen „Reisenotizen über Amerika" einen Besuch in den Five Points schildert — „hier in diesen engen Gassen, welche sich links und rechts ziehen und von Schmutz und Unflat dampfen. Selbst die Häuser altern frühzeitig durch die Ausschweifungen ihrer Bewohner. Wie die verfaulten Balken sich biegen, und die geflickten und zerbrochenen Fenster so trüb und düster dreinsehen, ähnlich den zerbläuten Augen eines händelsüchtigen Trunkenboldes.

Hier ist beinahe jedes Haus eine gemeine Kneipe, an den Wirtsstubenwänden prangen kolorierte Bilder von Washington, der Königin Victoria und dem amerikanischen Adler. Und da gewöhnlich Matrosen diese Kneipen besuchen, so bewundert man hier wenigstens

ein Dutzend Seegemälde, Abschiedsszenen zwischen Matrosen und den Damen ihres Herzens, Abbildungen des vielbesungenen Schmugglers William und seiner schwarzäugigen Susanne ...

Steigen wir diese finstere Treppe hinauf, aber wir müssen uns in Acht nehmen vor einem Fehltritt auf diesen zitternden Brettern und mit den Händen den Weg tasten in diese Wolfshöhlen, wohin weder Luft noch Licht dringen. Eine Kerze flackert auf, zeigt einen Haufen schmutziger Lumpen auf dem Boden und erlischt allmählich. Die Lumpen bewegen sich und stehen langsam auf; der Boden ist mit Negerweibern bedeckt, die in ihrem Schlaf gestört wurden. Öffnen wir die Tür eines dieser Käfige, die voll schlafender Neger sind. Es ist ein Kohlenfeuer darinnen, ein Geruch von angebrannten Kleidern dringt uns entgegen. So nahe sitzen sie um das Kohlenfeuer herum. Wo kein Hund liegen möchte, suchen Männer, Weiber und Kinder ihre Schlafstätte, die sie den Ratten entrissen ...

Wir kamen durch Gäßchen, wo wir bis an die Knie im Schlamm wateten, in unterirdische Gemächer, wo getanzt und gespielt wird. Die Häuser sind verfallen, unverschlossen und enthüllen durch große Löcher in den Wänden dem Auge andere Ruinen, als ob diese Welt voll Elend und Laster nichts anderes mehr aufzuweisen hätte: scheußliche Gelasse, deren Namen von Raub und Mord erzählen. Alles, was den Menschen demütigt, alles, was zum Verbrechen führt, ist da versammelt."

Und im Mittelpunkt dieser wahrhaft satanischen Landschaft lag die „Alte Brauerei“.

Einst hatte man in ihr wirklich Bier gebraut. Die verfallenen Fundamente der Maschinen in den Kellergewölben des weitläufigen Gebäudes bezeugten das. Der Name hatte sich erhalten, als im Jahre 1837 aus der Brauerei eine Mietskaserne wurde. Fünf Stockwerke — eine damals selbst in New York respektable Höhe — lehnten sich übereinander, immer in Gefahr, sich in einen wüsten Haufen splitternden Holzwerks aufzulösen.

Es hat sich nie feststellen lassen, wieviel Menschen in dieser Kaserne des trostlosen Elends jemals gehaust haben. Da die New Yorker Polizisten, die „Cops“ — nach dem Kupferstern so genannt, den sie als einziges Abzeichen an ihrer Zivilkleidung trugen — sich auch in größeren Abteilungen nur ungern in die Nähe der „Alten Brauerei“ verirrten, das Haus selbst aber nie betraten, ist die Zahl seiner Wohnungen unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß es außer einigen zwanzig Kellergelassen etwa achtzig größere und kleinere Behausungen enthielt, in denen rund tausend Menschen zusammen vegetierten.

Da hockten sie in Kloaken, die nie gesäubert, nie gelüftet wurden, deren einzige Lichtquelle ein vergittertes Loch unter der Decke war.

Da gab es Räume, die sechzig und mehr Menschen zur „Wohnung“ dienten, ohne daß in dem unbeschreiblichen Dreck auch nur die Spur eines ein-

zigen Möbelstückes zu entdecken war. Große Familien lebten da, Kinder wurden geboren, Greise starben, ohne je in ihrem Leben einen Stuhl, ein Bett oder einen Tisch gesehen zu haben.

Weiße Frauen hausten bei Negern, Neger bei weißen Frauen, Mulatten aller Schattierungen, Juden, Mischlinge, Engländer — entlaufene Zuchthäusler, geflohene Mörder wohnten bei Kindesabtreiberinnen und Straßenmädchen — und das alles lebte miteinander, zeugte Kinder, prügelte und mordete sich.

Viele Jahre hindurch, hat die amerikanische Kriminalstatistik später errechnet, ist in der „Alten Brauerei" Nacht für Nacht ein Mensch ermordet worden. Vor den Augen der Kinder, der Eltern, der Frauen. In jeder Nacht gab das Röcheln der Erstochenen, das Schreien der mißhandelten Weiber, das Heulen der im Delirium Verendenden die schauerliche Begleitmusik zu den tausend Geräuschen dieses Hauses, das Hölle zu nennen eine Beleidigung der wirklichen Behausung des Satans wäre.

Die verruchteste Phantasie würde nicht ausreichen, die Verbrechen zu ersinnen, die in der „Alten Brauerei" an der Tagesordnung waren.

Da stahlen sie einander die verfaulten, stinkenden Abfälle, mit denen sie sich nährten. Kinder wurden erschlagen, wollten sie eine verschimmelte Brotrinde nicht gutwillig hergeben. Blutschande, Inzucht, jede nur mögliche Form sexueller Entartung, Raub, Diebstahl, Mißhandlung, Messerstechereien, blutige Raufhändel — endlos könnte die Liste der grauenhaften

Beschäftigung des größten Teils der Bewohner dieser Stätte des Lasters und des Verbrechens fortgesetzt werden. Und als im Winter des Jahres 1852 die „Alte Brauerei" von einer Missionsgesellschaft erworben und endlich abgerissen wurde, da fanden die Arbeiter zwischen den faulenden Bretterwänden die zerfallenen Skelette menschlicher Leichname, die gesammelt mehrere große Körbe füllten...

In einem Kellerloch hauste Dan O'Brien mit seiner Frau und drei halbwüchsigen Kindern. Es war dreckig und dunkel, die Luft war verpestet, an den Wänden klebten meterlange Spinnweben. Vier Familien teilten sich in dies Gelaß: Die O'Briens, zwei Negerfamilien und die Sippe eines Mischlings unbestimmbarer Herkunft. Selten nur kamen die Kinder an das Tageslicht; es war gefährlich, die Keller zu verlassen und sich durch die dunklen verwinkelten Gänge nach oben zu tasten.

Dan O'Brien sah keinen Weg, dieser Hölle menschlicher Verkommenheit je wieder zu entfliehen.

Er war nach Amerika gekommen, in der Hoffnung, hier im Lande der Freiheit, der Menschenrechte, des Rechtes jedes ehrlichen Mannes auf ehrliche Arbeit, das bißchen Glück zu finden, das ihm nun einmal als erstrebenswertes Ziel allen Schaffens vorschwebte. Heiliger Patrick, wer aus Irland kam, war ja bei Gott nicht verwöhnt!

Jetzt, drei Jahre später, hatte er für alle diese zerschlagenen, zertretenen, tausendfach geschändeten Hoffnungen nichts als ein mattes, leeres Lachen. Es

klang schon nicht mehr bitter oder bösartig, dies Lachen, es war nur noch müde und selbst zum Haß nicht mehr bereit.

Anfangs war alles gut gegangen. Er hatte Arbeit gefunden und Verdienst, die Kinder waren satt geworden, und für die Frau war ab und zu ein neues Kleid oder ein buntes Tuch abgefallen. Es war aufwärts gegangen...

Bis ihn der Teufel geritten hatte und er sich mit der verdammten Politik eingelassen hatte. Ein Landsmann hatte ihn dazu überredet. Eines Tages hatte er ihn in ein stattliches Gebäude an der Ecke der Nassau-Street und der Francfort-Street geführt. Die „Hall" hatte er es genannt. Ganz einfach die „Hall", als ob jeder Mensch wissen müßte, welche und wessen Halle damit gemeint sei.

Die „Tammany-Gesellschaft" habe in der „Hall" ihren Sitz, hatte er Dans Frage beantwortet. Und das sei eine sehr nützliche und segensreiche Organisation, schon seit 1805 unter der Rubrik „Wohltätige und Gemeinnützige Vereine" im Register New Yorks eingetragen.

Habe sie sich nicht der unzähligen Einwanderer angenommen, die nun seit vielen Jahren aus allen Teilen Europas, besonders aber aus Irland und Italien, der neuen Welt zuströmten? Gehe ihre Fürsorge nicht so weit, daß ihre Abgesandten jedes Schiff unten am Pier empfingen, die Ankömmlinge begrüßten und sie, die hier Unbekannten, Heimatlosen, in Quartiere führten, ihnen Arbeit verschafften, in je-

der Weise für sie sorgten? Und schließlich sei es gerade diese Gesellschaft, die allen irischen Landsleuten das amerikanische Bürgerrecht lange vor dem Ablauf der dafür angesetzten Frist verschaffte...

Es sei also nur eine einfache Pflicht der Dankbarkeit, sich in ihren Dienst zu stellen, wenn die „Hall" auch einmal von all denen, denen sie geholfen habe, eine Gefälligkeit erwarte. Zumal diese Gegendienste leicht und unbeschwerlich seien und einem Sohn der grünen Insel obendrein köstlichen Spaß machten.

Denn sie böten himmlische Gelegenheit zu ganz prachtvollen Raufereien.

Hatte der Landsmann erklärt, und damit die Gefühle all der zehntausende eingewanderter und noch täglich zuströmender Iren ausgesprochen. Denn sie alle sahen in Tammany Hall, wie die „Söhne des Heiligen Tammany" nun allgemein genannt wurden, den großen, einflußreichen Unterstützungsverein.

Die Iren waren den anderen Einwanderern — deren Zahl sie überdies mehrfach übertrafen — weit voraus: sie waren die geborenen Politiker, die ohne Sentimentalität an die Eroberung ihrer neuen Heimat gingen. Die Italiener, die in Amerika ein neues Leben beginnen wollten, waren entweder Verschwörernaturen oder fleißige, selbst anspruchslose Händler, die die Politik verabscheuten. Die Deutschen träumten von der alten Heimat, organisierten sich in Turnbünden und Gesangvereinen, sahen mehr zurück als vorwärts. Die „geborenen Amerikaner" waren den Einwanderern an Zahl unterlegen. Blieben die Iren,

die sich kopfüber in die politische Geschäftigkeit stürzten . . .

So war auch Dan O'Brien in den Dienst Tammany Halls gekommen. Im guten Glauben, dankbar für die Hilfe, die seine Landsleute und er erfuhren.

Zum Wahlhelfer im sechsten Bezirk hatte man ihn bestimmt. Seine Aufgabe: Ganz einfach dafür zu sorgen, daß bei jeder Wahl die Kandidaten der Hall die Mehrheit erhielten.

Gewählt wurde damals in New York in jedem Monat. Nicht nur Präsidenten, Gouverneure, Oberste Richter wurden durch die Abstimmung des Volkes in ihre Ämter berufen — auch Bürgermeister, Sheriffs, die Aldermänner der Bezirke, Feuerwehr- und Milizkommandanten.

Dan O'Brien und seine Freunde hatten viel zu tun. Für ihren eigentlichen Beruf, für Handel oder Handwerk, blieb kaum noch Zeit. Tammany Hall war anspruchsvoll. Wenn seine Boten die Helfer riefen, mußte man sein Tagewerk liegen lassen und an die Arbeit gehen.

Arbeit? Ein bitteres Gefühl maßloser Enttäuschung wollte in ihm aufsteigen, dachte er an diese Arbeit zurück.

Genau entsann er sich noch jenes 8. April 1834. Ein Donnerstag war das gewesen. Ein blutiger, verfluchter, dreimal verdammter Donnerstag, an dem New York einen neuen Bürgermeister in direkter Wahl bestimmen sollte . . .

Mit Entrüstung hatten die Leiter der Hall festgestellt, daß auch die Gegner diesmal gerüstet waren. In der „Christian Constitutional Society" hatte sich das anständige Bürgertum New Yorks gesammelt. Noch der vom Tammany-Mann Aaron Burr im Duell getötete General Alexander Hamilton hatte diesen Verein gegründet, der allmählich zur Gegenbewegung der Hall gewachsen war.

Ihr Kampf, mit den sauberen Mitteln ehrlicher Politik geführt, mußte aussichtslos bleiben. Denn die Hall hatte sich, hier zum ersten Male ganz offen, mit dem Mob, dem New Yorker Pöbel, den Horden der Unterwelt, verbündet. Und dies Bündnis entschied den Kampf.

Oh Lord — Dan wußte es noch, als wäre es gestern gewesen — Heiliger Patrick, welch verdammter Donnerstag! In Strömen hatte es geregnet, der Sturm hatte graue Nebelschwaden durch die feuchtglänzenden Straßen getrieben. Ein Wetter, keinen Hund hinauszujagen. Dennoch war ganz New York auf den Beinen gewesen. Die Geschäfte hatten geschlossen. Ganz Vorsichtige hatten Fenster und Türen mit Brettern verschlagen. In langen Reihen standen die Männer — nur sie besaßen das Stimmrecht — vor den Wahllokalen.

Drei Tage dauerte die Wahl. Mit einer unverschämten, frechen Schiebung begann sie. In Boston und Philadelphia hatten die Leiter der Hall Wähler „gemietet". Pöbel, Unterwelt, aber auch ehrliche Arbeiter und Handwerker, die, vom Gedanken an

eine Freifahrt nach New York und an den damit verbundenen Spaß entzückt, gern bereit waren, einem Mann, den sie nicht kannten, ihre Stimme zu geben. In Massentransporten waren diese fremden Wähler in die Stadt geführt worden. Um sie kenntlich zu machen, hatte man sie mit einem Tintenfleck am linken Ohr gezeichnet. Natürlich brachte man sie nur zu jenen Wahllokalen, deren Vorsteher der Hall angehörten, und das waren die weitaus meisten. Ein Blick auf das linke Ohr des Wählers — Tintenklecks? — der Mann war richtig — er wählte Tammany, und die Frage nach der New Yorker Adresse konnte ein vielgeplagter Wahlvorsteher auch mal vergessen ...

Überflüssig, noch zu erwähnen, daß die Kosten dieser Schiebung aus dem Stadtsäckel gedeckt wurden. Man saß ja an der Quelle ...

Am zweiten Tag nahm man insgeheim eine Probezählung der bereits abgegebenen Stimmen vor. Was an sich durch das Wahlgesetz untersagt war, aber die Hall hatte eben ihre eigenen Gesetzte. Das Ergebnis war höchst unbefriedigend. Tammanys Kandidat hatte zwar einen Vorsprung, aber einen so geringen, daß man das Schlimmste befürchten mußte. Denn noch hatte erst die Hälfte aller Wähler ihre Stimme abgegeben.

Der Rest mußte — hört ihr, Dan O'Brien und alle ihr anderen Wahlhelfer — mußte für Tammany stimmen! Eure Sache, ihm das beizubringen!

Man tat die heimlich gezählten Zettel wieder in die Wahlurne und ließ das Geschäft seinen Fortgang nehmen. Man wußte ja jetzt, in welchen Bezirken die eigene Sache schlecht stand. Gegen diese Stadtteile setzte die Hall die New Yorker Unterwelt an...

Ein Signal — aus allen Löchern kroch das Gesindel hervor.

Da kamen aus den „Five Points" die „Toten Kaninchen", aus der Little Water Street die „Chichester-Bande", vom Bunker Hill, von dessen Höhe einst ein wütender Angriff der Engländer abgewehrt worden war, die Metzger und Abdecker der dort liegenden Stier-Hatz-Arena. Da ließen die Rausschmeißer und stämmigen Barkeeper der unzähligen Kneipen in der Bowery das Glas im dreckigen Spülwasser liegen, griffen zum Messer und eilten zum Sammelplatz. Die „Alte Brauerei" spie aus, was sie an Revolvermännern, Raufbolden und Totschlägern herzugeben hatte. Der ganze sechste Bezirk, der „blutige", verödete für zwei Tage, weil alles, was eine Waffe schwingen konnte, mit seinem Anhang von Weibern, Bettlern, Strolchen und Niggern aller Farben ausgezogen war, die säumigen Wähler an Tammanys Wahlurnen zu schleppen.

Zwei Tage wütete der Pöbel in New York. Wahllokale, in denen eine Mehrheit der Gegner zu erwarten war, wurden gestürmt, demoliert, die Urnen zertrümmert, die Stimmzettel verbrannt. Wer gegen Tammany stand, wurde mit Messerstichen und Knüppelhieben erledigt. Häuser gingen in Flammen

auf, Wohnungen wurden ausgeplündert, Frauen wurden geschändet. In Strömen floß das Blut; in einzelnen Bezirken wurden in entsetzlichen Metzeleien Hunderte niedergemacht.

Zwei Tage lang tobte der Mob. Dann war die sogenannte „Wahl“ beendet. Mit haushohem Vorsprung hatte der Tammany-Mann seine Konkurrenten hinter sich gelassen.

Der blutige Donnerstag im April 1834 hatte Tammanys Macht endgültig befestigt, zugleich auch das offene Bündnis mit der Unterwelt als neues Element in die amerikanische Politik eingefügt.

Dan O'Brien aber — und wie er tausende ehrlicher, anständiger Iren — hatte diesen Donnerstag verflucht, wie nur ein Mann aus der Qual seines betrogenen Herzens fluchen kann.

Zum Rowdy, zum Raufbold, zum Totschläger hatten sie ihn gemacht. Seinen Dank hatte er abtragen wollen — und sie hatten ihn ihren Mörderbanden gleichgestellt. Und nun würde er, das wußte er mit eiskalter Klarheit, auf immer diesen Banden verhaftet sein. Es gab kein Zurück. Immer wieder würde Tammany ihn zum Verbrechen zwingen. Weigerte er sich — nun, er hatte Männer gekannt, die das gewagt hatten — sie konnten nun nicht mehr sprechen, nichts ausplaudern, weil der Fluß tief, der Dolch scharf und der Richter weit oder bestochen war...

Dan O'Brien — er stehe hier für viele Tausende — war Verbrecher geworden. Tammany Hall hatte ihn auf dem Gewissen. Wenn es in dieser Institution so

etwas wie ein Gewissen gab. Abwärts war er gesunken, tief nach unten auf den Boden des großen Schmelztiegels aller Menschen, dorthin, wo die Schlacke liegen bleibt. Die Hall ernährte ihn. Nicht mit ihrem eigenen Geld — damit war der Schatzmeister keineswegs freigebig — lieber schon mit fremdem Eigentum. Er durfte, da er ein intelligenter Bursche war, bei den Grundstücksgeschäften der Bezirksvorsteher als Strohmann auftreten und eine Provision verdienen. New York wuchs damals mit rasender Schnelligkeit. Nach allen Seiten dehnten sich die Bezirke aus. Wer an der Quelle saß und erfahren konnte, welche Gegend demnächst für den Bau erschlossen werden sollte, konnte, sicherte er sich nur rechtzeitig die besten Grundstücke, über Nacht reich werden. Alle New Yorker Bezirksvorsteher wurden — soweit sie der Hall angehörten — damals über Nacht reich.

Und Dan O'Brien und seine Freunde wurden Verbrecher. Damit jene reich wurden. Damit jene, nach außen Biedermänner, unermüdlich für das Wohl der Stadt tätige, ehrenhafte Bürger, nach oben getragen wurden, während sie im Dreck, im Schlamm der „Five Points" versackten und endlich in der Hölle, in der „Alten Brauerei", endeten.

★

Woher Rosanna Peers eigentlich gekommen war, wußte keiner. Man munkelte dies und flüsterte jenes,

sie selbst aber schwieg wie ein toter Mann, der den East River hinabschwamm. Und sie danach zu fragen, war nicht ratsam. Die es getan hatten, waren bald danach aus der Stadt verschwunden. Die anderen waren gern bereit, Rosannas Diskretion zu achten. Wenn sie in ihrem Grünkramladen in der Mittelstraße hinter der Tonbank stand und mit finsterem, männlich hartem Blick die Anwesenden musterte, dann verstand man wohl, warum jene Neugierigen das Weite gesucht hatten.

Seit fünfzehn Jahren hauste Rosanna Peers in der Mittelstraße, die zum Bezirk der „Five Points" gehörte und in der Nähe des Paradiesplatzes gelegen war. Doch diese fünfzehn Jahre hatten ihre eigentümlichen Reize nicht verwischen können. Rosanna war ein hübsches, eigentlich bildhübsches, begehrenswertes Weib geblieben. Nur ihre einst wohl auch weich und vielleicht sogar zärtlich dreinschauenden Augen waren hart, scharf und blitzschnell zupackend geworden. Aber das bringen fünfzehn Jahre Mittelstraße und Paradiesplatz so mit sich. So ist nun einmal das Leben!

Natürlich war auch sie, wie jedes hübsche Mädel in den Five Points, „Maismädchen" gewesen. Am Abend war sie, zwar barfuß, aber mit einem hübschen Kleid, manchmal auch mit einem seidenen Halstuch ausgeputzt, durch die Straßen gewandert. Durch die Little Water-Street, durch die Mulberry-Street, über den Paradiesplatz zur Orange- und Cross Street. Ein Körbchen hatte sie am Arm ge-

tragen, gefüllt mit gerösteten Maiskolben, die sie für ein paar Pennies verkaufte.

An Käufern fehlte es nicht. Auf den Straßen drängten, schoben, drückten sich die Menschen wie bei einem Volksfest. Die Tanzsäle waren überfüllt, in den Kneipen war an der Bar kein Platz zu finden, die Tingeltangel dröhnten vom wiehernden Lachen der begeisterten Menge. Jeder schrie, johlte, pfiff, sang, tobte oder heulte aus Leibeskräften, die Tanzmusik schmetterte gellende Rhythmen durch die roten Vorhänge der Lokale, Weiber kreischten auf, Männer fluchten, Kinder zankten sich, Säuglinge — auch sie fehlten nicht — plärrten vor sich hin. Ab und zu fielen ein paar kurze, harte Schüsse, aber nur die Umstehenden hörten sie in diesem Höllenlärm, und auch sie achteten nicht darauf.

Gewandt schlüpften die Maismädchen, unter ihnen auch Rosanna Peers, durch das Gewühl. Sie drängten sich, kleine, sentimentale Lieder trällernd, in die Spelunken, wichen hier Betrunkenen aus, flüchteten dort vor einem Zudringlichen in den Schutz eines stämmigen Barmannes, der nur vielsagend unter seine Theke zu langen brauchte, um den Angreifer grollend abziehen zu lassen — sie tanzten auf den sandbestreuten Dielen eines Tanzsaales ein paar Ehrenrunden mit irgendeinem freigebigen Mann, der soeben, ohne je im Bezirk gewohnt zu haben, das Bürgerrecht in den „Five Points“ erworben hatte. Nur für einige Drinks, die er der ehrenwerten Gesellschaft geschmissen hatte, die sich auf der langen

Bank an der Rückwand des Tanzsaales herumlümmelte.

Draußen aber erwartete der jeweilige Beschützer sein Mädchen. Er war fast immer durch einen blutigen Zweikampf mit seinem Vorgänger zu der Ehre aufgestiegen, Mary oder Ethel oder auch Rosanna auf ihrem abendlichen Rundgang zu begleiten, auch ihre verborgensten Reize in klangvollen Liedern besingen und dafür am Morgen nach ihrer, nicht seiner Arbeit, ihren Verdienst in Empfang nehmen zu dürfen, wofür er wiederum bereit war, jedem, der ihr allzu schöne Augen machte, den Schädel mit dem Ziegelstein zu bearbeiten, der er wie alle seinesgleichen als Zeichen seiner Würde stets in der Hand trug.

Der stärkste, gewandteste, wohl auch hübscheste „Five Points"-Junge hatte einst Rosanna Peers erobert, das schönste Mädel des Bezirks. Ob er ihr treu geblieben war oder ob sie ihn so fest am Zügel gehalten hatte, das war schwer zu entscheiden. Jedenfalls waren sie zusammengeblieben. Zwar nicht durch den Segen der Kirche oder die gleichgültig gemurmelte Formel des Friedensrichters verbunden, trotzdem aber aufeinander eingeschworen. Denn als Rosanna Peers nach einigen Jahren in der Mittelstraße den Grünkramladen eröffnete, da stand neben ihr hinter der Theke Bill Ranks, ihr alter Freund, nun ihr Rausschmeißer.

Warum in aller Welt braucht ein Gemüseladen einen Rausschmeißer? Nun — die welken Kohlköpfe,

die blassen Radieschen, die vertrockneten Brotfrüchte in den wackelnden Auslagen hatten Schutz nicht nötig. Wer sie stahl, war gestraft genug. Speiübel konnte ihm werden. Denn Kohl, Radieschen und Brotfrucht waren wie der ganze Laden nur Attrappe, nur Tarnung, nur die Maske des zwar mit geringem Nutzen, aber mit Fleiß und Ehrlichkeit betriebenen Kleinhandels. Sie verbarg das große Hinterzimmer, das sich, durch eine unscheinbare Tapetentür mit dem Laden verbunden, weit in den dunklen Gebäudeblock erstreckte. Sonderbarerweise hatte der Baumeister einst vergessen, diesem Zimmer Fenster zu bewilligen. Eine runde Blechlampe, die mit Walfischtran gefüllt war, gab blakendes, knapp den Tisch darunter erhellendes Licht. Wer in den Ecken des Raumes saß, war kaum zu erkennen.

Der Schnaps, der hier ausgeschenkt wurde, war ein paar Cents billiger als in den Kneipen, die gegen Gebühren eine Konzession erworben hatten. Das lockte die Gäste dieses seltsamen Ladens. Mehr noch zog sie die Wirtin dieses seltsamen Ladens an. Rosanna Peers.

In einem prall sitzenden, verführerisch offenen Seidenfähnchen erschien sie am Abend, wenn der Betrieb in vollem Gange war, im Hinterzimmer. Neben ihr trabte schweigsam, mißtrauisch ihr Rausschmeißer Bill Ranks. In der Linken trug er immer noch, wie einst als Beschützer des hübschesten Maismädchens, den Ziegelstein, auch jetzt noch seine beste Waffe. Aus der Hosentasche lugte der Griff

eines Revolvers. Sonst war er wie ein Gentleman der „Five Points“ gekleidet: Frack aus blauem oder braunem Tuch, zwar fleckig, aber immerhin ein Frack — dazu statt der weißen Binde ein buntes Knüpftuch, je greller, desto besser. Hosen, die unten immer breiter wurden und kokett über den derben, schwergenagelten halbhohen Stiefeln aufgekrempt waren. Ging Bill Ranks aus, dann stülpte er einen gewaltig hohen Zylinder aus speckig stumpfer Seide auf den kahlgeschorenen Schädel. Abzeichen und Schutz zugleich war dieser mit Wolle und festem Leder ausgestopfte Hut, der selbst den Schlag einer Eisenstange aushalten konnte: nur die Mitglieder der „Zylinder-Rowdies“ durften ihn tragen.

Von Tisch zu Tisch schritt Rosanna Peers. Ihr schwarzes Haar glänzte wie Lack; zu dichter Krone wölbten sich die kunstvoll gelegten Löckchen über dem Scheitel. Eine betäubende Wolke eines unbestimmbaren, seltsam erregenden, lockenden Duftes lag auf ihrem Weg. Hier blieb sie stehen. Ein paar geflüsterte Worte in eine in unverständlichen Andeutungen geführte Unterhaltung streuend — dort beugte sie sich weit über einen Tisch, stützte die Arme fest auf die fleckige Platte und sah einem Kerl, dem der Backenbart verwegen bis über die Ohren wuchs, bestimmend, fordernd in die Augen. Sie schlichtete Streit, ohne der Worte zu bedürfen. Ihre harten, wachen Augen sahen auch im Halbdunkel des Raumes genau, wenn einer zum Schießeisen griff, und mehr als nur einmal hatte sie einem Blindwütigen die Waffe aus

der Hand geschlagen. Allein ihre Gegenwart genügte, die zwei oder drei Dutzend Männer, die abends in ihrer Flüsterkneipe hockten, kusch und zahm zu machen wie Malteserhündchen. Denn alle diese Männer, ohne jede Ausnahme, waren in sie bis über die Ohren verliebt, begehrten sie, fieberten nach ihr, berauschten sich am Duft ihres Parfüms, wurden wild, wenn sie jemand durch einen allzu festen Blick auszeichnete, und waren samt und sonders willens, sich gegenseitig die Hälse abzuschneiden, sollte sie das je von ihnen verlangen.

Denn Rosanna Peers war genau die Frau, von der alle diese Männer als von einem unerreichbaren fernen Bild träumten. Fest umspannte die raschelnde Seide ihres Kleides die starken Glieder. Ihr Gang war katzenhaft weich, dabei keinesfalls träge oder langsam. Mit ein paar raschen Schritten konnte sie die Länge des Raumes durchmessen. Dennoch lag Lockung und Verführung auch in diesen schnellen, energischen Bewegungen. Und wenn ihre blutrot geschminkten Lippen, die dem breitflächigen Gesicht etwas tierhaft Wildes gaben, einem Mann, der gierig auflauschte, ins Ohr flüsterten, dann war es diesem Mann verteufelt gleichgültig, ob sie ihm eine tolle, vom Glück wilder Zärtlichkeiten überströmende Stunde zu schenken versprach, oder ob ihm dieser gleiche blutrote Mund befahl, einen anderen aus dem Wege zu schaffen.

Denn beides — Liebe wie Mord — schienen ihm Glück zu sein, wenn diese Frau sie verhieß....

Das war Rosanna Peers, die Inhaberin eines schäbigen Grünkramladens in der Mittelstraße. Eine Frau, die in dies wilde, ungebärdige, aus tausend Schmelzöfen sich ständig erneuernde New York mit seinen barbarischen Unmanieren paßte.

Rosanna Peers, zugleich die Gründerin der ersten großen, straff organisierten Verbrecherbande New Yorks.

Es ist falsch, die Entstehung der Gangstertrusts und der Verbrecherbanden in die ersten Nachkriegsjahre oder gar erst in die Zeit des Alkoholverbotes in USA. zu verlegen. Sie fanden sich schon in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zusammen. Und jene Rosanna Peers hatte die zweifelhafte Ehre, ihre Taufpatin zu sein.

Zwar hatte es vordem auch schon Banden gegeben, die die „Five Points" und den Paradiesplatz unsicher machten. Aber das waren Rowdies, Prügelhelden gewesen, mehr rempelnde Eckensteher als Diebe und Straßenräuber. Sie pöbelten Passanten an, lieferten sich untereinander nette, kleine Straßenschlachten und lästerten, soweit sie irischer Herkunft waren, laut und offen England und seinen verruchten König, ohne dafür — oh Land der Freiheit! — eingesperrt zu werden.

Rosanna Peers sammelte andere Helden um sich. Was sich im Klub der „Toten Kaninchen", in der „Chichester-Bande" oder bei den „Zylinder-Rowdies" zusammenfand, das war handfestes Verbrechertum. Rosanna war der Boß. Sie ersann die Pläne, sie spio-

nierte die Gelegenheiten aus, sie schickte ihre Trabanten auf Raub, sie verteilte die Beute. Blind gehorchten sie alle, ohne Murren fügte sich jeder ihrer Entscheidung.

Denn sie alle waren verrückt nach ihr und bereit, für sie sogar die Gebeine von George Washington zu rauben, vor dem sie sonst eine merkwürdige Scheu hatten ....

Natürlich kamen diese ersten Banden von Berufsverbrechern bald mit ähnlichen Zünften anderer Bezirke, besonders der Bowery, der Rummel- und Vergnügungsstraße, in Konflikt. Sie stritten sich um Weiber, natürlich — aber ebenso oft auch um neue Jagdgründe für ihre Raubzüge. Dann traten sie zur Entscheidung an. Fünfzig, achtzig, oft über hundert Mann auf jeder Seite. Fuhrwerke wurden zu Barrikaden umgestürzt. Das Pflaster wurde aufgerissen, die Steine dienten als furchtbare Waffe. Mit Eisenstangen, Totschlägern, jeder Art Schußwaffen gingen sie aufeinander los. Pardon wurde selten gegeben Wer verwundet wurde und liegen blieb, hatte zum letzten Male die lange Front der Vergnügungsspelunken dieser unheimlichen Straßen gesehen.

Für ein paar Jahre beherrschten die „Toten Kaninchen“ das Feld. Denn auf ihrer Seite focht — als einzige zum aktiven Kampf zugelassene Frau — die „Höllenkatze“.

Ein wüstes Weib, eine Ausgeburt der Hölle. Die Schneidezähne hatte sie sich haarscharf zuspitzen lassen. Die Nägel ihrer krallenartigen Finger waren

durch spitze Messinghülsen verlängert worden. Und mit Krallen und Zähnen bearbeitete sie die Opfer, die ihr die Männer zutrieben. Es galt nicht als feige, vor dieser tobenden Megäre zu fliehen ...

Rosanna Peers Hinterzimmer war das Hauptquartier. Hier herrschte Burgfrieden. Alle Feindschaft hatte hier zu schweigen. Hier gab es nur einen einzigen Feind: Die Ordnung, das Gesetz, den Staat.

*

Tammany Hall hatte bald den Kontakt gefunden. Er war leicht herzustellen. Denn es gab eine Einrichtung, in der Politik und Verbrechen sich unauffällig treffen konnten.

Die Feuerwehr. Ihr gehörten zahlreiche Bandenmitglieder an. Die „Bowery-Burschen", die „Toten Kaninchen", die „Blaublütigen Amerikaner", die „Stummelschwänze" oder die „Sumpfengel" — alle spielten gern Feuerwehr. Mit Eifer zogen sie ihre Spritzen zur Brandstelle, mit Erbitterung kämpften sie um den besten Platz an den wenigen Hydranten.

Und da ebensoviel Tammany-Leute in der Freiwilligen Feuerwehr dienten, war die Freundschaft bald hergestellt. Die Führer der Hall scheuten sich keineswegs, wacker die Pumpenschwengel zu heben, deren andere Enden von Mördern und Einbrechern geführt wurden.

Sie wußten genau, was solche „Volksverbundenheit" einbringen mußte.

Denn Tammanys Geschäfte hatten Format angenommen. Mit kleinen Gelegenheitsverdiensten gab man sich kaum noch ab. Die Hall war groß geworden, zu viele Menschen wollten durch sie leben. Gut leben, prassen und verschwenden. Da mußte es schon um große Summen gehen.

Man nahm sie, wo man sie fand. Im Jahre 1837 verschwand Samuel Swartwout, einer der einflußreichsten Männer der Hall. Er war durch sie Hafenkommissar von New York geworden. Die ihm anvertraute Kasse erleichterte er um 1 225 700 Dollar, als er heimlich nach Europa fuhr. William M. Price, der Staatsanwalt des südlichen Distrikts von New York, wurde mit der Untersuchung des Falles beauftragt. Auch er war Tammany-Mann. In der geplünderten Kasse fand er noch 72 124 Dollar. Er nahm sie und bestieg das nächste Schiff, das Europa ansteuerte. Dort traf er seinen alten Freund, den Hafenkommissar ...

Und da der nächste Staatsanwalt, der diese doppelte Unterschlagung verfolgen sollte, die Kasse nun wirklich bis auf den Grund geleert vorfand, blieb er in New York. Weil aber auch er der Hall angehörte, stellte er die Untersuchung ein und zugleich fest, daß man infolge eines verzeihlichen — Buchungsfehlers zwei ehrenwerte Beamte zu Unrecht verdächtigt hätte ...

„Captain“ Jsatch Rynders aber stellte das Verhältnis der Hall zu den großen Banden der Five Points,

der Bowery, später der „Wasserfront" auf die Basis eines wechselseitigen, blühenden Geschäfts.

Er war der rechte Mann. Im Süden, am Mississippi, hatte er als Berufsspieler, als Messerstecher und Pistolenschütze die Ausbildung erhalten, die ihn in New York zu einem der mächtigsten Bandenführer werden ließ. Bei Rosanna Peers half er den Klub der „Toten Kaninchen" gründen. Dann widmete er sich der „Erschließung" der Feuerwehr und verlegte sein Quartier in Sweeneys Saloon in der Annenstraße, bis er sein eigenes Reich, den „Empire-Klub", gründete, den er in wenigen Jahren zum Sammelpunkt des Verbrechertums der „Five Points" machte. Als unbeschränkter Herrscher regierte er in seinem Bezirk, der immer häufiger zum Schauplatz blutiger Straßenschlachten wurde. Der Anblick marschierender Truppen und auffahrender Geschütze, die zur Unterdrückung der Krawalle eingesetzt wurden, war den Bewohnern dieser Gegend wirklich nicht mehr neu.

Und dieser Bandenführer Rynders wurde Tammanys großer Mann. Er bestimmte die Politik der amerikanischen Demokraten, von seiner Laune waren Bürgermeister, Gouverneure, Bezirksvorsteher abhängig. Er ließ Menschen steigen und andere fallen. Marionetten waren sie in seiner Hand. Und die Hall lohnte seine selbstlose, opfervolle Arbeit für die Nation: sie machte ihn zum Obersheriff der Vereinigten Staaten!

Einen Verbrecher. Den Anführer großer Gangsterbanden. Einen Mann, dem ein gutes Dutzend übel-

ster Kneipen gehörten, in denen Laster und Verbrechen zu Hause waren.

Zum Obersheriff, zum höchsten Exekutivbeamten des ganzen Landes!

Und erwähnt man nun noch, daß in dieser Zeit — etwa zwischen 1840 und 1850 — die ersten Juden in die New Yorker Verwaltung einrücken, dann ist das Bild der Kräfte, die auf die Politik Amerikas immer stärkeren Einfluß nehmen, vollständig.

Es erscheint, als Vortrupp der mauschelnden Kinder Israels, Mister Manasse Hart, amerikanischer „Bürger“ natürlich und prominentes Mitglied von Tammany Hall. Sonst noch Trödler mit alten Kleidern und gebrauchten Möbeln.

Er wird, da die Hall es will, Vorsteher des fünften Bezirks.

Ihm folgt Mister Mordechai M. Noah, ebenfalls amerikanischer „Bürger“, wenn auch nicht in Amerika, sondern in Galizien geboren, und ebenfalls Tammany-Mann. Von Beruf Herausgeber einer der Hall gehörenden und hörigen Zeitung. Er hat höheren Ehrgeiz als der Lumpenhändler Manasse Hart. Sheriff will er werden. Das Volk will ihn aber nicht wählen. Es meint in seinem naiven Christenglauben, ein Jude dürfe einen Christenmenschen nicht am Halse aufhängen, bis er tot ist. Die Hall ist anderer Meinung. In einer Versammlung ihrer Funktionäre befragt sie ihren Kandidaten, was er als seine wichtigste Aufgabe betrachten würde, wenn er erst Sheriff wäre ...

Seine Antwort ist uns überliefert worden:

„Meine wichtigste Aufgabe? — Nun — — recht viele junge Christen und Christinnen zu bekommen, um sie alle aufzuhängen ...“

Worauf ihn die Hall mit Hilfe ihrer bewährten Druckmittel im Jahre 1844 zum Sheriff machen läßt. — —

Das ist Tammany Hall, die patriotische Brüderschaft, die die Pflege der Nächstenliebe, des Freiheitsgedankens und aller jener Dinge, „die diesem Land zum Vorteil gereichen“, auf ihr Panier geschrieben hatte ...

Was Tammany Hall jetzt, ein halbes Jahrhundert später tat, gereichte nur noch ihr selbst zum Vorteil. Allen anderen aber, besonders „diesem Land“, zum schweren, kaum gutzumachenden Nachteil.

III. Kapitel

Zwischen Bar und Bibel herrscht Fernando Wood

New York in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts:

Ein brodelnder Hexenkessel, in dem aus Menschen aller Nationen, vieler Rassen, Hautfarben, Sprachen und Sitten ein neuer Mensch, der Amerikaner, geschmolzen werden soll.

Ein Kampfplatz aller Leidenschaften, der guten wie der schlechten; der Sammelpunkt des Geldes, des Kapitals, des Reichtums, in deren Gefolge Verbrechen und Laster einziehen.

Sammelpunkt auch all jener Gestalten, die zusammengefaßt und gemeinsam erst den Begriff Unterwelt erfüllen: Mörder, Diebe, Straßenräuber, Kindesmörderinnen, Engelmacherinnen, Kreditschwindler, Falschmünzer. Aus dem ganzen Land strömen sie herbei, von dem gewaltigen Magneten am Hudson unwiderstehlich angezogen: Der Falschspieler, der bisher auf dem ungefügen Raddampfer des Missis-

sippi „arbeitete"; der Revolvermann aus Texas, der zur Waffe greift, wenn er sich nur schief angesehen glaubt; der Rinderhirt aus Arizona, der zum Viehdieb wurde und vor der Erbitterung der Rancher fliehen mußte; der betrügerische Landagent aus dem Mittelwesten, der den gleichen Acker drei- oder viermal verkaufte; der Pelzjäger aus dem Seengebiet, der seinen Kameraden erschlug; die berufsmäßigen „Indianertöter"; und mit ihnen natürlich die Heerscharen der Tanzmädchen, Barweiber, der Lagerdirnen.

Alle, alle nimmt New York auf.

Ein ungeheurer Umbruch hat die Stadt erfaßt. Sprunghaft schnellt die Zahl ihrer Einwohner in die Höhe: 1810 waren es rund 50000, 1820 schon 120000, 1840 bereits 315000, und jetzt, um 1850, mögen es schon weit über eine halbe Million sein. Kaum ein Land des ganzen Erdballs hat der Bevölkerung der Halbmillionenstadt seinen Anteil verweigert.

Noch ist die Stadt unfertig. Ihr Gerüst steht wohl, aber die Fensterhöhlen sind leer, man sieht nur Decken und Fußböden und keine Wände. Nach allen Seiten dehnt die Stadt sich aus. Wie Spinnenarme schieben sich die Ausfallstraßen weit in das Land hinaus. Neue Stadtteile wachsen über Nacht aus dem Boden, der gestern noch dichten Wald und wogende Maisfelder trug.

Da stehen noch armselige Hütten zwischen den Marmorpalästen. Da starren noch rauchgeschwärzte Ruinen in den dunstigen Himmel — letzte Zeugen

des furchtbaren Brandes vom Dezember 1835, der das ganze Finanzviertel in Asche legte und 20 Millionen Dollar Schaden schuf. Die Besitzer jener Ruinen haben alles verloren, denn in der großen Börsenpanik von 1837, einer unmittelbaren Folge des Brandes, haben auch sie den letzten Dollar eingebüßt.

Doch schon steht Wallstreet, die Burg des Geldes. „Von den Kaufleuten", schreibt einer in dieser Zeit, „die sich da herumtreiben, häufte mancher das Geld in eisernen Kisten auf, und wenn er sie wieder öffnete, fand er dürres Laub". Schon gibt es den Broadway, auf dem in rascher Folge Omnibusse verkehren, die allerdings häufig schlammbedeckten Schweinen ausweichen müssen, die zu Hunderten auch diese Straßen des Reichtums durchziehen. Sie werden weder gefüttert noch auf die Weide getrieben, weder gefangen noch verpflegt, es kümmert sich überhaupt keiner um sie. Trotzdem haben sie wichtige Aufgaben: Sie sind die Straßenkehrer von New York. Denn so fein Broadway und Wallstreet auch sein mögen, so unvorstellbar groß der Reichtum auch ist, der in diesen Palästen wohnt — die Küchenabfälle fliegen doch in hohem Bogen in die Gosse! Und die Schweine räumen auf, was die Menschen verunreinigten ...

Größte Eleganz wohnt neben tiefster Armut. Wir hörten, was Charles Dickens über das Leben in den „Five Points" zu sagen hatte. Auch über den Broadway ist er gebummelt:

„Gott stehe den Damen bei, welch' ein Putz! In diesen zehn Minuten haben wir schon mehr Farben gesehen, als uns sonst in ebensoviel Tagen zu Gesicht kamen. Welche Mannigfaltigkeit unter den Sonnenschirmen! Iris strahlt auf allen Arten von Seide und Atlas. Welches Netzwerk an diesen dünnen Strümpfen! Wie diese kleinen Schuhe drücken müssen! Und die flatternden Bänder und seidenen Troddeln, die grellen Kragen und Verbrämungen an den reichen Mänteln ..."

In diesem New York, dieser noch unfertigen und doch schon gigantischen Stadt, gibt es weite Bezirke, die von ehrlichen, arbeitsamen Menschen bewohnt werden, denen das Verbrechen noch immer eine verabscheuungswürdige Untat ist. Die großen Siedlungen der Deutschen, auch der Italiener atmen bei allem Fleiß, auch aller Härte des Daseinskampfes friedliche Ruhe.

Dicht neben ihnen aber lebt das Verbrechen jeder Art. Es ist in allen seinen Erscheinungsformen — Raub, Schiebung, Mord, Prostitution, Bestechung — noch recht ungeordnet und unorganisiert; auch die einzelnen Banden, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten vor der Jahrhundertmitte bildeten, haben dem Verbrechen als Beruf, als Nahrungsquelle, noch keinen festen Boden geben können.

Und das politische Gangstertum mit seinen Verbindungen zum Verbrechen hat wohl hier und da seine Fühler ausgestreckt, da und dort Verstöße in kriminelles Neuland angesetzt, hat Bandenchefs als

Helfer gewonnen und eigene Vertrauensmänner in die Banden gesetzt — aber das alles ist noch lückenhaft, noch Stückwerk, ist mehr Zufall denn Absicht und läßt manche gute Gelegenheit, sich zu bereichern, vorbeigehen.

Noch ist der Ring, der die politische Moral der neuen Weltstadt einmal erdrosseln soll, nicht geschlossen.

Er zieht sich langsam, unaufhaltsam zusammen, als in Tammany Hall der erste starke Mann auftaucht.

Der erste in einer Reihe absoluter Monarchen, die sich aus der großen Masse der politischen Gauner zum beherrschenden Einfluß auf die Politik der amerikanischen Demokratie und damit des ganzen Landes emporschwangen.

Denn jetzt — um 1850 — erscheint als erster „großer" Boß von Tammany Hall Herr Fernando Wood.

*

In einem Aufsatz über die New Yorker Verwaltung in der „North American Review" schrieb einmal ein ehrlicher Mann, wohlgemerkt, ein Amerikaner, nicht etwa ein Vertreter „diktatorisch regierter" Staaten, dies bemerkenswerte Bekenntnis:

„Wir haben es unternommen, etwas über die Verwaltung der Stadt New York zu schreiben, und wir sind dabei in eine Diskussion des Stehlens verfallen. Der Grund hierfür ist der Umstand, daß wir, nach-

dem wir viele Wochen hindurch dem Gegenstand unserer Betrachtung unsere Aufmerksamkeit geschenkt haben, nichts anderes entdecken konnten als eine Unzahl von Wegen, die unter den volltönendsten Namen einigen Leuten die Möglichkeit geben, die Bevölkerung auszurauben oder ganz offen den Staatsschatz zu bestehlen ..."

Der Mann, der nun in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Führung in Tammany Hall und damit den maßgebenden Einfluß in New York an sich reißt, hat, so will es uns nachträglich scheinen, jeden einzelnen dieser Wege mit allen seinen Schleifen und Biegungen gekannt ...

Die Vorbildung hat er sich auf mancherlei Art erworben. Es ist in diesem lärmenden, chaotischen, ewig zu neuen Zielen aufbrechenden, von ruheloser Kraft überschäumenden Lande ja so leicht, „Politiker" zu werden. Man braucht nur ein gutes Dutzend anderer Berufe mit geringem Erfolg erprobt zu haben.

Man braucht zum Beispiel nur — und jetzt folgen wir wahrheitsgetreu den Stationen, die Fernando Woods Leben vor seiner Krönung in Tammany Hall aufweist — als sechzehnjähriger Bursche einen immerhin wesentlich älteren und um sein Land redlich verdienten Senator mit einem Stuhl zusammenzuschlagen. Warum? Gott — das hat Herr Wood später wohl kaum noch angeben können — — vielleicht weil dieser Graukopf sich die Zwischenrufe des jugendlichen Anwärters auf den Lohn politi-

scher „Arbeit“ verbeten hatte, weil sie ihm die Wirkung seiner wohlüberlegten Rede über die zunehmende Verwahrlosung der Jugend zerstörten ...

Man braucht dann nur, wenn einem die Heimatstadt Philadelphia zu heiß wird, nach New York überzusiedeln, hier in der Pearl Street einen Tabakladen zu eröffnen, mit dem man nach kurzer Zeit in betrügerischen Konkurs geht. Den Schaden haben die Gläubiger.

Hat man diese beiden Stationen hinter sich, hat man vor allem die Beziehungen zu Tammany Hall und zur demokratischen Partei gut gepflegt, dann kann man sich, durch solche Qualifikation empfohlen, schon um einen Sitz im Kongreß der USA. bewerben.

Auch wenn man erst 28 Jahre alt und eigentlich ein Nichtstuer, Raufbold, Bankrotteur ist.

Dann gerade.

Wenig, eigentlich nichts ist über Fernando Woods ersprießliche Tätigkeit im amerikanischen Kongreß bekannt und überliefert worden. Wahrscheinlich hat er die zwei Wahlperioden, die er dem Haus angehörte, dazu benutzt, seine Beziehungen auszubauen und ein paar Geschäfte zu machen.

Dann aber, als er nach acht Jahren nicht wiedergewählt wird, taucht er urplötzlich an ganz anderer Stelle wieder auf.

Er geht unter die Goldgräber.

Kalifornien fiebert im Goldrausch. Ein unabsehbarer Strom von Glücksjägern, Abenteurern, Hoff-

nungslosen, Hoffnungsvollen, von Bergleuten und entlaufenen Matrosen, von Farmern, die ihr Vieh, Pfarrern, die ihre Gemeinde, Kaufleuten, die ihren Laden im Stich ließen, von Spielern, Tänzerinnen, Verbrechern und Sheriffs wälzt sich nach Westen. Nach Kalifornien, wo das Gold, das irgendein Glückspilz aus der Erde schlug, alle Bindungen menschlichen Zusammenlebens über Nacht zerrissen hat.

Da entstehen von heute bis morgen neue Großstädte, aus Wellblech und Zeltleinwand.

Da kampieren hunderttausende auf der nackten Erde, die vielleicht unter ihrem Lager das gleißende Gestein birgt.

Da glauben sie, in rasendem Ansturm das Goldland Dorado erjagen zu können, bleiben sie erschöpft liegen, raffen sich auf, stürmen weiter.

Und da sind alle diese Menschen, denen das Gold Herz und Hirn vergiftet hat, bereit, jeden, aber auch wirklich jeden Betrag für so nebensächliche und doch unentbehrliche Dinge wie Nahrung und Kleidung auszugeben.

Ihnen beides zu schaffen, scheint dem jetzt 36 Jahre alten Fernando Wood die einzige Möglichkeit zu bieten, in diesem Goldland zu Gold zu kommen.

Er geht unter die Goldgräber. Aber Schaufel, Sieb und Hacke bleiben ihm unbekannte Geräte. Er gräbt das Gold nicht aus der Erde, nur aus den Taschen derer, die es der Erde schon entrissen.

Und da er im Kongreß und in Tammany Hall gelernt hat, große Dinge groß anzupacken, rüstet er

im Jahre 1848 eine alte Bark „John W. Clater" aus, kauft alte, billige Kleider, schlechte Schuhe, deren Sohlen mehr aus Pappe denn aus Leder bestehen, Spaten, deren Blatt am ersten Stein zersplittern muß, dazu Lebensmittel geringster Güte, packt dies alles in das Schiff und segelt nach Kalifornien. Er hat das Glück, in der Zeit größter Knappheit als erster Lieferant landen und jeden Preis fordern zu können. Mit ungeheurem Gewinn schließt das Geschäft ab.

Wir sagten: „er rüstet aus" und „er kauft". Gewiß, das tut er. Nur nicht mit eigenem Geld. Einen Partner hat er gefunden, der das Geld gibt, das seine Geschäftskunst verdoppeln soll. Er verzehnfacht es — aber sein Kompagnon wird ein armer Mann, der nie wieder einen roten Heller zu sehen bekommt. Um Anteil und Gewinn hat Fernando Wood ihn betrogen ...

Die Ausbildung ist abgeschlossen. Fernando kehrt nach New York zurück. Zurück auch in die Hallen des Heiligen Tammany, des alten, sagenumwobenen Indianers, der, ohne uns näher bekannt zu sein, ein besserer, anständigerer Kerl war als jeder einzelne der Gauner, die sich scheinheilig seine Söhne nennen.

★

Tammany Halls Macht ist inzwischen mit dem Stadtgebiet New Yorks gewachsen. Auch in den Außenbezirken tauchen seine Bezirksstellen auf: ein ver-

schmutztes, von Regen und Sonne gebleichtes Sternenbanner über der Tür. Drinnen, an der Wand ein Öldruck Washingtons, vielleicht noch ein Fahnentuch, darunter der riesige Spucknapf aus poliertem Messing ...

Das Arbeitsgebiet ist zu groß geworden, man hat es aufteilen müssen, um den Überblick über diese unaufhörlich anschwellende Stadt und ihre täglich sich erneuernde, brodelnde Volksmasse nicht zu verlieren.

Der wackere „Captain“ Rynders amtiert immer noch. Als Spezialist für den Empfang neuer Einwanderer. Noch immer steht er mit seinem Stab am Pier, die arme, ausgepowerte, unwissende Fracht der Zwischendecks im Namen der „Hall“, Amerikas und seiner Freiheit zu begrüßen. Das Geschäft lohnt sich. Zwischen 1840 und 1850 landen eine Million fünfhunderttausend Menschen in New York. Ein großer Teil bleibt in der Stadt hängen, dankbar der billigen, unbedeutenden Hilfe, die die Männer der Hall in der ersten schweren Zeit in der neuen Heimat spenden. Tammany Hall hat neue Anhänger gefangen.

Da gibt es andere, die sich besonders der Pflege herzlicher Beziehungen zu den Freiwilligen Feuerwehren der einzelnen Bezirke annehmen. Man hat es dann leicht in der Hand, das Haus eines politischen oder geschäftlichen Gegners brennen zu lassen. Die Feuerwehr — wer wollte sie schmähen, die tapferen Burschen! — tut schon ihre Pflicht — aber kann sie helfen und löschen, wenn ihre Anfahrt plötzlich

durch den Krawall düsterer Existenzen gehemmt wird, die aus allen Löchern der Wasserfront hervorquellen?

Die „Wasserfront“ — der vierte Bezirk. Einst das eleganteste Viertel der Stadt, Wohnsitz der reichsten Familien, der größten Kaufleute. George Washington wohnte hier, mancher, der zu den Vätern dieses jungen, noch etwas ungebärdigen Staates gehörte. Blühende Kirschbäume hatten damals die stillen Straßen des Reichtums gesäumt.

Die Flut der Einwanderer, die neue Wohnstätten suchte, hatte später den Bezirk überschwemmt. Ihre Wellen hatten an den Randgebieten gezerrt, hatten große Fetzen aus dem dichtgefügten Wall der Wohlhabenheit gerissen, waren für kurze Zeit zurückgedrängt worden, um mit verdoppelter Wucht das Vernichtungswerk fortzusetzen.

Und endlich hatte die Aristokratie das Spiel aufgegeben und war nach dem Norden der Stadt ausgewichen. Der vierte Bezirk blieb den Einwanderern — nach wenigen Jahren schon hatten ihre bald baufällig werdenden Mietskasernen die Paläste ersetzt.

Der vierte Bezirk war Elendsviertel geworden. Sein Ruf konnte sich mit dem Ansehen der Five Points messen; was dort die „Alte Brauerei“ war, hieß hier „Gothamerhof“, ein riesiger Wohnblock des Elends, des Lasters, des Verbrechens. Ein übel stinkender, mit schlammiger Jauche gefüllter Kanal, der die Abwässer anderer Bezirke zum Fluß leitete, durchzog die verwinkelten Höfe des Blocks. Von ihm

und seinen zahlreichen verästelten Nebenarmen erhielt der ganze Bezirk den Namen:

Die „Wasserfront".

Wer unauffindbar untertauchen wollte oder mußte, zog hierher. Nur den Eingeweihten waren die Schlupfwinkel in den Nischen der Kanäle bekannt. Man konnte jahrelang im Gothamerhof wohnen, ohne zu ahnen, daß unterirdische, lichtlose Gänge sich kreuz und quer durch die Fundamente des Hauses zogen. In der benachbarten Wasserstraße enthielt jedes einzelne Haus — ohne Ausnahme — eine Verbrecherhöhle. Ja, es gab zahlreiche Häuser, die im Keller eine wüste Spelunke, im Erdgeschoß ein Tanzlokal, im Oberstock ein Bordell beherbergten. Ganze Straßenzüge kannten nur Matrosenkneipen, in denen Seeleute ausgeraubt, überfallen und umgebracht wurden und durch Klappen im Fußboden — die keinesfalls eine Erfindung phantasievoller Schriftsteller sind — im stinkenden Wasser verborgener Kanäle verschwanden.

Ein Prunkstück der Wasserstraße war John Allans Tanzlokal. Getanzt wurde dort, im Hause Nr. 304, natürlich auch, aber mehr im geschlossenen Zirkel, mit den Mädchen, die Allan — der übrigens wohlhabenden und anständigen Kreisen entstammte — dafür bereithielt. Kurz, das ehrenwerte Etablissement war ein öffentliches Haus, wie man es komfortabler nicht wünschen konnte.

John Allan hatte eine angesichts seines Berufes als Wirt und Inhaber dieses Ladens verblüffende Eigen-

schaft: Er war fromm! Er ließ die Mädchen gemeinsam Choräle singen, er hielt mit ihnen und den Rausschmeißern Bibelstunden, in den kleinen Zimmern des Oberstocks lagen fromme Schriften auf den Nachttischen, an der Bar konnte man zwischen zwei dreckigen Witzen seiner Nachbarn rasch einen Blick in die neuesten Zeitschriften aller Sekten New Yorks werfen. Und eines schönen Tages ließ John sich — zum Gaudium der Wasserstraße — bekehren:

Ein übereifriger Pastor irgendeiner Missionsgesellschaft durfte zweimal in der Woche in seinem Lokal predigen! Im gleichen Raum, in dem anschließend Nackttänze geboten wurden. Vor einer Gemeinde aus Dirnen, Zuhältern, Gaunern und Verbrechern.

Der Erfolg dieser „Bekehrung" war überraschend. Zwar wohnten bald zahlreiche fromme Damen der „anständigen" Stadtbezirke den Veranstaltungen — das Wort Gottesdienst wäre wohl fehl am Platze — bei, aber da sie keine Neigung verspürten, sich an den anschließenden Gelagen zu beteiligen, die John Allans Kasse füllen sollten, kam das einst unübertroffene Etablissement aus der Mode. Denn die Wasserstraße sah mit Verachtung auf den Abtrünnigen, sie mied sein Haus wie ein Pestspital, und auch Tammany Hall zog seine schützende Hand von ihm ab. Er war verdächtig geworden, unzuverlässig. Wer heute die Kirche ins Bordell holte, brachte es fertig, morgen der Polizei die Geheimnisse der letzten Gouverneurswahl zu enthüllen...

Obwohl diese Gefahr weiß Gott nicht groß gewesen wäre!

Denn die Polizei — die war im New York der Jahrhundertmitte Tammany Halls ganzer Stolz.

Der Stadtrat allein hatte das Recht, Polizisten anzustellen. Er machte aus dem Recht ein Geschäft, dessen Spielregeln recht einfach und auch für Analphabeten zu begreifen waren. Wer Polizist werden wollte, ging zum Polizeihauptmann seines Bezirks, tat seine Absicht kund und legte vierzig Dollars — das war die Taxe — auf den Tisch. Der Hauptmann teilte ihm mit, welcher Tammany-Mann seine Einstellung zu bestätigen hatte. Der erhielt hundertzwanzig Dollar. Wollte der Bewerber Polizeioffizier werden, dann erhöhte sich der Tarif auf das Dreifache. Der Hauptmann aber hatte für das Privileg, die vierzig Dollar behalten zu dürfen, zwanzig an seinen nächsten Vorgesetzten abzuführen.

Ob der Anwärter geeignet war, ob er Totschläger, Zuhälter, Wechselreiter oder Flußpirat war, das interessierte keinen Menschen.

Wenn er gezahlt hatte, war er ein ordentlicher und zuverlässiger Bürger.

Die Folgen dieses Systems waren verheerend. Eine Bekämpfung des überhand nehmenden Verbrechertums war überhaupt nicht mehr möglich. Polizisten, die Bandenmitglieder festsetzten, riskierten ihre Entlassung und die Rache der Unterwelt dazu. Prozesse, die sich gar nicht mehr umgehen ließen, wurden niedergeschlagen. Und da die Banden ihre

Mitglieder für vierzig Dollar in die New Yorker Polizeitruppe eintreten lassen konnten, wußte bald kein Mensch, ob die Polizisten oder die Verbrecher besser plündern konnten. —

Der Organisator dieses groß angelegten Raubzuges gegen die Gesellschaft wird nach seiner Rückkehr von den Goldfeldern Kaliforniens Fernando Wood. Ein paar Monate hat er sich in Tammany Halls Bereich umgesehen, hat manches entdeckt, was ihm imponiert, auch vieles, was ihm mißfällt.

Dann entwirft er sein Reformprogramm. Es ist höchst einfach:

Das Stehlen und Betrügen muß aufhören!

Es stehlen zu viele Leute, praktisch alle!

Das muß aufhören. Es lohnt auch nicht. Zu viele sind an der Beute beteiligt. Man muß die Sache organisieren. Damit der Anteil des einzelnen größer werde, dürfen nicht mehr alle stehlen. Besser noch, es stiehlt nur einer.

Und der heißt Fernando Wood.

Dies Programm trägt er augenzwinkernd seinen Kumpanen vor, mit der ehrlichen Entrüstung des Biedermannes auszugsweise auch dem anständigen New York, den fleißigen Kaufleuten, den Einwanderern germanischer Herkunft, allen, denen Tammanys Herrschaft ein Greuel ist. So wählen ihn beide Seiten im Jahre 1850 zum Bürgermeister der größten Stadt Amerikas.

Er hält sein Wort. Mit unerbittlicher Strenge geht er gegen die kleinen Gauner vor. Wer die Hälfte der

Beute abgibt, darf weiterstehlen. Gewissermaßen im Auftrage des Herrn Bürgermeisters. Wer sich widersetzt, fliegt. Konkurrenz wird nicht geduldet. In New York stiehlt nur einer ...

Sogar dem „Board of Aldermen", dem Stadtrat, bricht er das Genick. Dies ehrenwerte Gremium bestand aus vierzig Mitgliedern — trug also den im Volk üblichen Namen „Die vierzig Räuber" nicht zu Unrecht. Ihre Räuberhöhle war übrigens der uns schon bekannte Gemüseladen der Rosanna Peers in der Mittelstraße.

Das vermeintlich scharfe Vorgehen gegen die Korruption sichert nach vier Jahren Fernando Woods Wiederwahl. Denn stimmenmäßig hatte die anständige Bevölkerung der Stadt durchaus die Mehrheit. Sie konnte sie gegenüber dem Terror der Tammany-Banden nur niemals zur Geltung bringen. Jetzt aber gibt sie diese aufs neue willig dem starken Mann, der sich ihr als Retter präsentiert.

Daß er für alle Fälle gut vorgesorgt hat, so daß er zum Beispiel im sechsten Bezirk fast 600 Stimmen mehr erhält, als überhaupt abgegeben wurden, mag uns nur als ein Zeichen besonderer Vorsicht erscheinen!

Nun aber läßt er die Maske fallen.

Noch nie hatte New York einen Betrüger so großen Formats gesehen. Alle kleinen Verbrecher sind ihm tributpflichtig. Die Chefs der großen Banden — sie umfaßten damals nach amtlichen Erhebungen rund 30000 Menschen! — leisten ihm Abgaben, die schon

einer Gehaltszahlung an den Herrn Bürgermeister gleichen. Die Kneipenwirte, die Inhaber von Tanzlokalen, Bordellen, von Bierhallen, Spielsälen — deren es, ebenfalls nach amtlichen Feststellungen, am Ende des Jahres 1850 an sechstausend gab — die Wirtinnen öffentlicher Häuser, die berufsmäßigen Kindesmörderinnen — Madame Restall in der Greenwich-Straße soll allein an hundert Morde auf dem Gewissen haben — — sie alle führten einen Teil der Einnahmen an Fernando Wood ab.

Er organisiert den Stellenhandel für alle Zweige der städtischen Verwaltung. Er läßt seine Polizei regelrechte Raubzüge unternehmen. Er läßt sich die Freilassung gefangener Verbrecher abkaufen.

Vor allem aber — und das wird seine beste Quelle, die eigentlich nie versiegt — gibt er Konzessionen aus.

Konzessionen für neue Kneipen, neue Spielsäle, neue Tanzböden mit Damenbedienung.

Konzessionen auf Lieferungsverträge zugunsten der Stadt. Für Grundstückerwerb in bestimmten Bezirken. Für Neubauten, für Erweiterung bestehender Geschäfte. Für den Bau einer ersten Stadteisenbahn, der alten New Yorker Hochbahn, die auch in unseren Tagen teilweise noch in Betrieb ist. Die Erbauer, die „Third Avenue Railroad Company", müssen die Erlaubnis so hoch bezahlen, daß sie, wollen sie nicht ihr Kapital einbüßen, nachlässig und schlecht bauen müssen. Die Folge ist eine Kette entsetzlicher Kata-

strophen, von denen diese alte Hochbahn immer wieder heimgesucht wird.

An allem und jedem verdient Fernando Wood. Der erste „große“ Boß Tammany Halls. Der Stolz seiner Partei. Die Zierde der Demokratie im Lande der goldenen Freiheit.

Seine Herrschaft lastet schwer auf der geplagten Stadt. Da ist kaum ein Gewerbezweig, den er nicht kontrolliert und nicht schröpft. Ganze Kompanien von Agenten durchziehen die Stadt, um in seinem Auftrag die Schmiergelder und erpreßten Tribute einzuziehen. Hunderttausende in jedem Jahr.

Es stinkt zum Himmel. Ganz offen spricht die Stadt von den Geschäften des Herrn Bürgermeisters. Seine Leibgarde rekrutiert sich aus den größten Banden der „Five Points“ und der „Wasserfront“: Die „Toten Kaninchen“, die „Grenzräuber“ und die „Ritter vom Morgengrauen“, wie eine Horde von Flußpiraten sich nennt, stehen in seinem Sold, bereit, jeden Gegner anzugreifen und zu erledigen.

Seine Freundschaften — nun, jeder New Yorker Gassenjunge kann im Handumdrehen ein Dutzend übler Halunken aufzählen, die sich sämtlich des vertrauten Umgangs mit dem Bürgermeister rühmen dürfen.

John Morrissey marschiert an der Spitze. Er war schon alles, was man gewesen sein muß, um als unterer Tammany-Führer in den Kongreß einzugehen. Preisboxer, berühmter Ringer im damals beliebten wüsten „Freistil“, Revolvermann, Kaschemmenwirt,

Bandenführer, Besitzer luxuriöser Spielsäle in dem eleganten Badeort Saratoga Springs, Organisator neuartiger Wahlschiebungen, Meister jeder Form der aktiven und passiven Bestechung.

Nun steht er bei Wood und Tammany Hall in hohem Ansehen. Denn er hat einen Mann beseitigt, der als nicht unbedeutender Konkurrent eben fallen mußte. Er hieß Bill Poole, genannt „Bill, der Schlächter". Gelegentlich hatte er sich mit seiner Bande von Strolchen und Messerstechern von den Wahlgegnern der Hall anheuern lassen. Das genügte. John Morrissey war hinter ihm her wie der Teufel hinter einer armen Seele. Eines Nachts erwischte er ihn in einer Kneipe. Beide hatten nur wenige Anhänger bei sich. Wie wütende Stiere gingen die beiden Parteien einander an. Die schweren Colts flogen, wie von Zauberkraft durch die Luft geschnellt, in die Fäuste — — John hielt sich absichtlich im Hintergrund — einer seiner Leute kam um einen winzigen Augenblick eher ab — mitten durch Herz geschossen, stapfte Bill wie ein Urtier noch ein paar Schritte durch den Raum, griff stumm in schauriger Hilflosigkeit nach dem davongleitenden Gegner und krachte dann in dumpfem Fall zu Boden ...

Ein paar Worte hat er noch gesprochen. Sie waren es wert, uns erhalten zu bleiben:

„Lebt wohl, Jungens, ich sterbe als echter Amerikaner ..."

Heldenpose eines gekillten Mörders. Schlußszene eines guten Dutzend rührend-blutiger Schauerdramen,

die in den nächsten Monaten den New Yorker Theatern volle Häuser geben. Stichwort für die verlogene Sentimentalität, die sein Begräbnis zu einem Festakt macht: Spalier der trauernden Bevölkerung .... Trauermusik der berühmtesten Orchester Amerikas ... Kränze, Blumen, schwarzverhangene Wagen ... schweigende Prozession über den Broadway ...

Der tote Schlächter hat später doch noch Rache genommen. Durch einen seiner Freunde. Der hat eine Geliebte, eine stadtbekannte Kokotte, die in der Duane Street Nr. 74 eine toll eingerichtete Wohnung hat. Von den vergoldeten Spiegeln erzählt sich die Unterwelt Wunderdinge.

Diesem Tom McCann ist Morrissey bei der Lady ins Gehege gekommen. Er hat sich zu oft in der Nähe des Hauses Nr. 74 blicken lassen. Es mußte ihm eigentlich bekannt sein, daß Tom der gefürchtetste Faustkämpfer der „Wasserfront" war, dessen Spezialität — Genickbruch, in leichteren Fällen Zertrümmerung des Nasenbeins — auch stärkere Männer zu Umwegen veranlaßt. Eines Tages treffen sie sich in Sandy Lawrence's Kneipe. Tom packt Morrissey, schleudert ihn gegen den Ofen. Eine glühende Kohle rollt auf den Boden. Toms Eisenfinger greifen Morrisseys Genick, zwingen ihn zur Erde und pressen das Gesicht auf die glühende Kohle. Minutenlang. Das wahnsinnige Geheul des Verbrannten ist unerträglich, der Gestank des verkohlten Fleisches verpestet die Luft. Endlich rafft sich einer auf und gießt einen Krug Wasser über Morrisseys Kopf ... Dies-

mal ist er noch gerettet worden. Seitdem heißt er „Alter Rauch". Eine Schönheit ist er nicht mehr.

Aber der Herr Bürgermeister schätzt ihn weiter sehr ...

*

Eines Tages ist dann der Skandal so groß, so öffentlich, daß selbst die langmütige Regierung nicht länger schweigen kann. Aber ihre Befugnis, in die Verwaltungsgeschäfte der Einzelstaaten einzugreifen, ist gering — eine Folge jenes Streites um die Frage „Straffe Zentralgewalt" oder „Bund selbständiger kleiner Staaten", der zuletzt mit einem schlechten Kompromiß beigelegt worden war.

Groß ist also die Macht der Washingtoner Bundesregierung im Reich Tammany Halls nicht. Aber sie weiß ein besonderes Ereignis geschickt auszunutzen:

Im Jahre 1857 hat die Korruption der Stadtverwaltung einen so hohen Grad erreicht, daß eine Börsenpanik mit verheerenden Folgen den Zusammenbruch der städtischen Finanzen ankündigt. Die Kassen sind leer, die Einnahmen fließen zum guten Teil in die Taschen der beamteten Räuber. Neue Hilfsquellen können nicht mehr erschlossen werden. Im Lauf weniger Monate müssen etwa zwanzig Bankhäuser ihre Schalter schließen und die Einlagen ihrer Kunden als verloren melden. Danach erklären weit über tausend Handelshäuser, Fabriken und Gewerbebetriebe ihre Zahlungsunfähigkeit. Mehr als hundert-

zwanzig Millionen Dollar müssen als verloren betrachtet werden.

Da packt Washington zu. Die Polizei ist der Angriffspunkt. Sie hat in Fernando Woods zweiter Amtsperiode jeden Kredit verloren, man kann sie getrost als stillen Verbündeten der Banden bezeichnen. Sie wird durch ein Gesetz der Bundesregierung aufgelöst, eine neue Polizeitruppe wird der Kontrolle der Stadtverwaltung entzogen und einer neuen Behörde, dem „Groß-New Yorker Polizeidistrikt", unterstellt.

Obwohl ein Urteil des Obersten Bundesgerichts der Vereinigten Staaten die Rechtmäßigkeit dieser Anordnungen bestätigt, verweigert Bürgermeister Wood den Gehorsam. In offener Auflehnung fordert er die städtische Polizei auf, sich ihrer Auflösung mit Gewalt zu widersetzen. Der Polizeichef Matsell, fünfzehn Hauptleute und achthundert Polizisten folgen seinem Ruf.

Der neue Polizeichef dagegen vereidigt die zu ihm übergetretenen Polizisten, nimmt neue Kräfte auf, bezieht ein neues Hauptquartier und rüstet sich zum Kampf gegen die Stadtpolizei des Bürgermeisters.

Der Konflikt bricht aus, als ein vom Gouverneur ernannter Straßenkommissar im Rathaus, wo er seinen Dienst antreten will, von Woods Polizisten mißhandelt wird. Am gleichen Tage hat nämlich auch der Bürgermeister einen Straßenkommissar ernannt, der ihm für diese Gefälligkeit runde 50 000 Dollar gezahlt hat.

Der Mißhandelte erwirkt gegen Wood einen Haftbefehl. Der Chef der neuen Staatspolizei will ihn vollstrecken. Er wird aus dem Rathaus geprügelt. Einem Sheriff geht es nicht besser ...

Da wird die gesamte Staatspolizei alarmiert. In ihrer neuen Uniform — Frack mit Amtsstern, dazu Zylinderhut — marschiert sie gegen das Rathaus, das Woods Polizisten verteidigen. Nach heftigem Kampf werden die Angreifer zurückgeworfen. Das siebente Regiment der Bürgergarde wird zu Hilfe geholt. Es schließt das Rathaus ein, ladet mit scharfen Patronen, legt die Gewehre an — —

Wood ergibt sich, wird verhaftet, in der gleichen Stunde gegen Bürgschaft wieder freigelassen.

Noch gibt er den Kampf nicht verloren. Denn noch hat er seine stärkste Waffe nicht eingesetzt:

Die Banden der Unterwelt.

Ein paar Tage später läßt er sie los.

Wildwest herrscht in den Straßen New Yorks. Auf dem belebten Broadway werden am lichten Tag Passanten ausgeraubt. Die Postkutschen, die die Stadt verlassen wollen, werden überfallen und geplündert. Läden werden gestürmt, Banken der Wallstreet gehen in Flammen auf. Wer morden will, darf morden. Dem Diebstahl ist keine Grenze gezogen.

Herrliche Tage für die Banden der „Five Points", der „Bowery", der „Wasserfront", der „Flußpiraten". Den letzten Mann haben sie aufgeboten. Allein die „Toten Kaninchen" werfen gegen sechshundert schwerbewaffnete Banditen ins Gefecht. Die Staatspolizei

und die noch immer nicht aufgelöste städtische Polizei aber streiten sich, wer hier einzugreifen hätte. Schließlich gehen auch sie mit Knüppeln aufeinander los.

An der Spitze der Verbrecherhaufen, die natürlich auch aus altem Haß übereinander herfallen, marschieren ein paar Weiber. Die „Hosenträgergrete" — sie pflegt, wenn sie zum Kampf geht, ihre Röcke hochzunehmen und an Hosenträgern zu befestigen — hat einen derben Knüppel ans Handgelenk geschnürt. Zwei Revolver stecken ihr im Gürtel. Wehe, wer ihr in die Hände fällt! In rasender Wut stürzt sie sich über ihn, ein Ruck, ein gräßliches Knirschen, ein heulender Schrei — — sie hat ihm das Ohr abgebissen!

Auch „Sadie, die Ziege", die Anführerin der Flußräuber, hat schon vor Jahren ein Ohr der wilden Grete überlassen müssen. Jetzt hat sie einen Haufen ihrer besoffenen Kumpane gesammelt und zieht mordend und plündernd durch die Straßen. Ihren Kriegsnamen verdankt sie einem heimtückischen Trick: plötzlich den Kopf zu senken und ihn nichtsahnenden Passanten in den Magen zu rennen, daß sie benommen taumeln und von Sadies Anhang beraubt werden können ...

Drei Tage herrscht unbeschreiblicher Terror in New York. Jeder Widerstand ist angesichts der Mordlust der Banden sinnlos. Mit Äxten, Knüppeln, Pflastersteinen, Schußwaffen erledigen sie ihre Opfer. Polizisten werden zu formlosen Klumpen zusammen-

geschlagen. Häuser stehen in Flammen, ganze Straßenzüge sinken in Asche. Selbst „Captain“ Rynders, der Tammany-Gewaltige des sechsten Bezirks und Herr über alle Banden der „Five Points“, kann den Aufruhr seiner Zöglinge nicht zügeln — als er sie von einer Barrikade herab zur Ruhe auffordert, wird er verprügelt und entgeht nur mit Mühe dem Tode.

Mit klingendem Spiel rücken Truppen an. Im Licht schwelender Fackeln und im Flammenschein der brennenden Häuser säubern sie in nächtlichem Straßenkampf die Stadt. Zwei Regimenter werden eingesetzt, mit gefälltem Bajonett das Gesindel in seine Schlupfwinkel zurückzutreiben.

Am nächsten Tag kehrt die Ruhe zurück.

Bürgermeister Fernando Wood aber kann Hunderte von Toten, zahllose Verwundete, viele Millionen Sachschaden und eine nicht zu beziffernde Einbuße an Moral und Gesetzestreue auf sein Konto buchen.

Seine eigene Polizei muß er nun doch auflösen. Die Staatspolizei reorganisiert sich. Als sie sich schlagkräftig fühlt, geht sie gegen die „Flußpiraten“ vor. Sie hausen im vierten Bezirk an den Ufern des Hudson, plündern Docks und Lagerhäuser, überfallen ankernde Schiffe, fahren in gestohlenen Booten den Strom hinab und brandschatzen die Bewohner der Ufer. Vor Morden schrecken sie nie zurück. Zwölfjährige Burschen, die schon mehr als einen Menschen umge-

bracht haben, gehören den rund fünfzig Banden der Flußräuber an.

Sie werden — da die Staatspolizei scharf und ohne Rücksicht auf politische Bindungen angreift — sämtlich zur Strecke gebracht. Als letzten packt Hauptmann Weed von der Polizei des zweiten Bezirks den berüchtigten Piraten Albert Hicks. Ein Geschworenengericht verurteilt ihn wegen Mordes und Piraterie zum Tode.

Selbst Tammany Hall kann ihn nicht retten. Ja, „Captain" Rynders, Obersheriff der Vereinigten Staaten, muß das Urteil vollstrecken. Er macht ein großes Schauspiel daraus.

Tagtäglich dürfen Tausende den Gefangenen besuchen, der den Reportern der New Yorker Revolverblätter seine blutigen Taten in die Feder diktiert. Phineas T. Barnum, der Direktor eines berühmten Museums voller Monstrositäten, erwirbt gegen 25 Dollar und zwei Kisten Zigarren das Recht, seine Büste in seine Schau aufzunehmen.

Am Tag der Hinrichtung ist ganz New York auf den Beinen. Trauerchöre singen Choräle, Kapellen spielen am Weg, den der Zug nehmen muß. In schwarz ausgeschlagenen Kutschen, von Rappen gezogen, fahren Rynders, seine Sheriffs, der Delinquent und Hunderte von Tammany-Leuten, Reporter und Bandenchefs zum Richtplatz. Wenn die Menge in Hochrufe ausbricht, verneigen Obersheriff und Verurteilter sich in edler Eintracht.

Auf der Insel Bedloe steht der Galgen. (Heute steht dort die Freiheitsstatue.) Rynders hat einen Dampfer gemietet, der ihn, sein Opfer und tausend geladene Gäste zur Insel bringt. Da man noch Zeit hat, läßt Rynders das Schiff ein wenig den Hudson hinauf und hinunter fahren. Im Strom liegt der englische Dampfer „Great Eastern", soeben mit Passagieren eingetroffen. Hicks tritt an die Reling, und der Obersheriff erklärt durch das Sprachrohr den Fahrgästen der „Great Eastern" die lustige Situation.

Vor der Insel sind Hunderte von Booten vor Anker gegangen. Ihre Insassen prügeln sich um die besten Plätze. Natürlich kann man auch Erfrischungen kaufen. Wieder Trauermusik, Choral, Gebet eines Pfarrers ... Hicks betritt die Plattform ... Rynders schüttelt ihm lange und herzlich die Hand, als wolle er vor zehntausend Menschen die innigen Bande zwischen Politik und Verbrechen zur Schau stellen ... dann stürzt ein Mörder durch die Falltür.

Andere Verbrecher besteigen ihre schwarzen Kutschen, lüften noch einmal die Zylinder vor dem gerichteten Spießgesellen und fahren unbehelligt nach Hause.

IV. Kapitel

„Besser, den Richter zu kennen als das Recht!"

Wenn der verdammte Bursche William nicht diesen dreimal verdammten, blödsinnigen Ehrgeiz gehabt hätte, der ihn das solide Geschäft des Vaters, Handwerk, Beruf und Familie in blinder Leidenschaft vergessen ließ, dann hätte Papa Tweed in Ruhe und wohlversehen mit den Segnungen der päpstlichen Kirche diese Welt des Jammers verlassen und als blütenweiße Seele friedvoll gen Himmel steigen können.

Da er aber im Kreis der gefaßt und mit Sonntagsgesichtern sein Sterbelager umstehenden Verwandten seinen Sohn William Marcy erblickte, entließ sein zahnloser Mund einen ellenlangen, vollsaftigen Fluch

Der Priester, der mit seinem Ministranten im Hintergrund des Zimmers mit den Geräten der letzten Ölung hantierte, war von dieser letzten Willensäußerung seines Schäfleins nicht erbaut. Er fragte den Alten also, ob er diese harten, unchristlichen

Worte nicht bereuen und auf der Stelle durch Bußfertigkeit und Unterwerfung unter den höchsten Willen gutmachen wolle ...

Worauf Papa Tweed einen noch längeren Fluch, der diesmal auch den Priester einschloß, vom Stapel ließ, sich zur Wand drehte und verschied.

Was zu sagen war, hatte er noch gesagt. Deutlich gesagt. Das andere war nun Sache eines höheren Richters ...

Er hatte recht, der alte Stuhlmacher Tweed. William war ein verdammter Lümmel. Ein Tunichtgut. Hätten sie noch in der alten Heimat gelebt, hätte er ihn verprügelt. Das schöne Geschäft in Grund und Boden gewirtschaftet! Die Kunden vergrämt, das Lager verkauft, kein einziger Stuhl mehr im Laden, nichts getan, gefaulenzt, gebummelt ...

Dabei hatte er ihn noch allerlei lernen lassen, was er, der Vater, nie gekannt hatte: Einem Lederhändler hatte er die Buchführung abgesehen, er hatte eine Kaufmannsschule besucht, war Buchhalter gewesen.

Und hatte nun das väterliche Geschäft in der Cherry Street New Yorks, das er vor zwei Jahren übernommen hatte, mit einem Bankrott, der den beklagenswerten Gläubigern die Kleinigkeit von 200000 Dollar kostete, haushoch in die Luft gehen lassen!

Wie kann man nur mit einem so kleinen Stuhlgeschäft so riesige Schulden machen?

Freilich, wenn man stets und überall nur an „Die dicke Sechste“ denkt ...

Womit keineswegs ein korpulentes Frauenzimmer gemeint ist, obwohl William Tweed auch solchen Gefahren nicht aus dem Wege ging.

„Die dicke Sechste“ war Tweeds ganze Leidenschaft — nein, wirklich kein Weib! — — denn — „Americus oder die dicke Sechste“ hieß die Kompanie der freiwilligen Feuerwehr New Yorks, der William Marcy Tweed mit Hingebung und Ehrgeiz diente.

Sie war wohl die berühmteste Truppe dieser bis 1866 auf der freiwilligen Mitwirkung aller Bevölkerungsschichten beruhenden Feuerwehr. Ihr sportlicher Ehrgeiz war, stets als erste an der Brandstelle zu sein. Da auch die anderen Kompanien so hohes Ziel erstrebten, löste jeder Alarm ein wahnsinniges Wettrennen der Spritzen durch die Straßen aus. Es galt als fair und Spielregel, sich gegenseitig zu behindern. Der Brand mußte sich eben inzwischen noch etwas gedulden.

Die Flanke der Dampfspritze der „dicken Sechsten“ war mit dem Bild eines fauchenden Tigerkopfes geziert. Ein Karikaturist übernahm diesen Kopf später als Sinnbild für William Tweed, von dem er als Schutzmarke und Erkennungszeichen auf Tammany Hall selbst überging.

William Tweed spielte Feuerwehrmann. Daß sein Stuhlgeschäft darüber zugrunde ging, berührte ihn kaum. Ehrgeiz beherrschte ihn: seine Spritze sollte immer die erste am Feuer sein, und er selbst wollte

nie als Zweiter durch die Ziele gehen, die das Leben ihm noch stellen würde.

Bei der Feuerwehr konnte man damals noch Karriere machen. War man erst Hauptmann der „dicken Sechsten", dann war man schon was. Dann konnte man den politischen Einfluß, den die gesamte freiwillige Feuerwehr in New York besaß, schon zu seinen eigenen Gunsten einsetzen.

So ist William Tweed zwar ein Bankrotteur und, da 200 000 Dollar Schulden für ein so kleines Geschäft wirklich etwas viel sind, vermutlich ein Betrüger, dennoch aber würdig, mit 29 Jahren in den Stadtrat einzugehen, in jenen „Board of Aldermen", den wir unter dem Namen „Die vierzig Räuber" bereits bei seiner ersprießlichen Tätigkeit beobachten konnten. Ein Jahr danach, 1853, wird er in den Kongreß gewählt. Wie alle echten Tammany-Männer — vergaßen wir zu erwähnen, daß er natürlich ein Sohn des Heiligen Tammany ist? — fühlt er sich in der Bundeshauptstadt Washington nicht wohl. Es weht dort eine frostige, recht puritanisch strenge Luft. In New York kann man freier atmen. Also verzichtet er nach zwei Jahren auf sein Mandat und vertauscht es gegen das Amt für Erziehung in der Stadt New York.

Tammany Halls Macht ist zu dieser Zeit etwas zersplittert. Die alte Einigkeit ist zum Teufel gegangen. Der Kampf um die Polizei hat Fernando Woods Stellung doch so stark erschüttert, daß die Hall nicht wagt, ihn ein drittes Mal für das Amt des Bürgermeisters kandidieren zu lassen. Er wird, da

man ihm einen Trostpreis zuerkennen muß, in den Kongreß abgeschoben. Die Gründung eines eigenen Vereins, den er „Mozart-Hall" nennt, ist sein Gegenzug. Sein Bruder Benjamin, der für ihn die Trommel rührt, versteht zwar nicht das geringste von den politischen Geschäften Fernandos, aber er hat andere höchst bemerkenswerte Eigenschaften, die ihm hohen Ruhm eintragen:

Er hat einmal die Bank von John Morrisseys Spielkasino in Saratoga gesprengt, dabei 124000 Dollar verdient und in der gleichen Nacht nachweisbar 90 Zigarren verqualmt ...

Das Stück zu einem Dollar ...

Aber wie das den Abtrünnigen zumeist ergeht — das Glück ist ihm untreu, was sie anpacken, mißlingt. Die Mozart - Hall bleibt unbedeutend, ihre Eigenpolitik ist Pfuscherei, und endlich zieht Fernando Wood es vor, sich dem inzwischen groß gewordenen Tweed zu unterwerfen und in die alte Hall als bereuender Sohn des Heiligen Tammany zurückzukehren.

Als er 1881 stirbt, ist sein kleiner Seitensprung vergessen. Die Hall ehrt ihn als einen der Größten, und der Sprecher des Kongresses widmet ihm einen poetischen Nachruf:

„Er hat gewirkt mit Bürgerfleiß
Für unser Land — wie jeder weiß.
Zu schwach das Wort, um ihn zu ehren,
Sein Tun wird die Geschichte lehren!"

Der eine geht. Der nächste kommt. William Tweed ist dicht vor dem Ziel. Steht vor dem großen Tor. Fiebert, daß es aufgetan werde.

Es öffnet sich. Nur so weit, daß der übergroße, schlanke, lustige, gemütliche und einem tollen Männertrunk nicht abgeneigte William Tweed hindurchschlüpfen kann.

Dann wird er, immer mit Tammanys Wahlstimmen, Vorsitzender des Rechnungshofes der Stadt, eines Ausschusses, der sich mit der Vornahme der Steuereinschätzungen, Verbesserungen des öffentlichen Lebens, Vergebung von städtischen Aufträgen usw. zu befassen hat.

Ein nützlicher Ausschuß. Ein Amt, das Geld einnimmt und auch ausgeben darf.

Ein Amt, wie geschaffen für William Tweed.

Jetzt soll das Verdienen beginnen. Ganz groß. So groß, wie New York es noch nicht erlebt hat.

Will man aber groß verdienen, was mit „groß stehlen" durchaus gleichbedeutend ist, dann muß man dafür sorgen, daß an den paar entscheidenden Posten anderer Verwaltungszweige, auf die es allein ankommt, gute Freunde und Mitverdiener sitzen. Dann erst weisen sämtliche Vereinigten Staaten keine einzige Behörde auf, die einem die Verdienste beschneiden könnte — — —

Und da William Tweed, der zeitlebens als glänzender Rechner bekannt war, dies genau weiß, geht er zunächst hin und sucht diese Freunde. Ein paar

sitzen bereits in ihren Ämtern, andere müssen erst hineingeschoben werden.

So unterbrechen wir die Schilderung des einträglichen Daseins des Politikers William Tweed und stellen vor:

Den Tweed-Ring.

Wir beginnen mit:

Peter B. Sweeny. Das Gehirn des Ringes nennt man ihn. Ein schmaler, mittelgroßer Mann, in einem immer blassen Gesicht tiefliegende Augen. Haar und Bart haben eine schmutziggraue Farbe. Ein stilles Mäuslein, das im Dunkel Gänge wühlt. Im Jahre 1824 war er zu New York geboren worden. In der Kneipe seines Vaters war er Kellner und Aufwärter, ehe er das Columbia-College besuchte, Rechtswissenschaft studierte und endlich 1858 Staatsanwalt in New York wurde. Sein erstes öffentliches Auftreten war, da er an unüberwindlicher Schüchternheit litt, ein katastrophaler Mißerfolg. Danach wird er Stadtkämmerer und Kommissar für den Centralpark. Außerdem bereitet er die Kandidatenwahl für jeden hohen Richterposten vor. Er schwärmt für Napoleon III., dem er bei einem kurzen Besuch in Paris vorgestellt worden war.

Es folgt:

Abraham Oakey Hall. Auch er in New York geboren, als, wie er behauptet, Abkömmling eines Obersten des englischen Diktators Cromwell. Erst spät ist er zu Tammany Hall gestoßen — lange Zeit hat er den Republikanern und der von Wood gegründe-

ten „Mozart-Hall“ angehört, bis er um 1865 herum den Demokraten Tammanys seinen Besuch macht, die ihn, des neuen Mannes froh, zum Bürgermeister-Kandidaten und danach zum Stadtoberhaupt selbs erhöhen.

Bürgermeister Hall dichtet. Burlesken und Lustspiele. Eines heißt: „Ein Abend im Lande des Verbrechens“. Es wird mit großem Erfolg in einem Theater am Boulevard gespielt. Er ist mit James Gordon Bennett, dem Zeitungsverleger, befreundet und gilt als der eleganteste Stadtvater New Yorks. Trägt jeden Tag eine neue Krawatte, raucht die besten Zigarren, bevorzugt farbenleuchtende Anzüge und versteht sich auf die Zubereitung von Salaten, daß der Küchenchef im Waldorf Astoria vor Neid leberkrank wird. Er ist ein kleines Männchen, trägt dicken schwarzen Backenbart, einen borstigen Schnurrbart und an einer schwarzen Schnur ein goldenes Pincenez.

Er redet gern und viel und oft nicht ohne Witz. Als er auf einem Bankett Tammany Halls zu viel Champagner getankt hat, hält er folgenden Trinkspruch auf die amerikanische Freiheit:

„Ja, wir erfreuen uns einer schönen Freiheit — Freiheit im Zeitungsgewäsch, im Börsenspiel, Freiheit in der Ehe und in der Scheidung — — Es lebe die freie Liebe, das freie Amerika und das Freibier Tammany Halls!“

Nummer drei:

Richard Connolly. In Philadelphia wird er Gehilfe eines Auktionators, flieht aber bald nach New York.

Nicht, weil er einen erschlug, auch nicht vor Sheriff und Gläubigern — er flieht vor einer Marktfrau, die ihn heiraten will. Eine Zollbehörde stellt ihn an, dann wird er Clerk einer Bank und gewinnt nebenbei im siebenten Bezirk einigen Einfluß. Man sagt, die politischen Größen seiner Nachbarschaft hätten ihn wegen seiner schönen Handschrift besonders geschätzt.

Im Jahre 1859 wird er Senator des Staates New York, 1861 Generaldirektor der Central-Nationalbank. Tweed schiebt ihn später auf seinen eigenen Posten, er gibt ihm den Vorsitz des Rechnungshofes. Sein Spitzname ist: „Schmieriger Dick".

Das sind die drei stärksten Stützpfeiler des Tweed-Ringes:

Sweeny — Stadtkämmerer, also Verwalter der städtischen Finanzen, dazu maßgebend bei der Besetzung der Richterposten.

Hall — Bürgermeister New Yorks.

Connolly — Vorsitzender des Rechnungshofes, der die städtischen Aufträge und Lieferungen zu vergeben hat.

Da Boß Tweed die Meinung vertritt: „Es ist immer noch besser, den Richter zu kennen als das Recht", schließt sich diesen Säulen an:

Richter George S. Barnard. Hat an der Universität Yale studiert, ist in Kalifornien Croupier eines Spielklubs und Manager einer reisenden Negertruppe gewesen. Wird in New York Stadtinspektor und durch Tweeds Einfluß Richter am Supreme Court, am

Obersten Gericht. Sein eigener Bruder begleitet die Ernennung mit dem treffenden Wort: „Vom Recht weiß George soviel wie ein lahmer Hund.“

Ein stattlicher Mann, schmales Gesicht mit tiefschwarzem Bart. Nur die Augen sind ein wenig scheu, können nicht richtig geradeaus blicken...

Und nun hat William Tweed die Posten richtig besetzt, die Karten gemischt und verteilt, die Partner sitzen im Quartett um den Tisch — das Spiel mag beginnen...

★

Bevor aber Boß Tweed das erste Kartenblatt mit markigem Aufschlag auf den Tisch schmettert und sein Freund Sweeny, das stille Mäuschen, das nächste mit leichtem Grinsen dazuschiebt, müssen wir den Ort kennenlernen, an dem dies ertragreiche Spiel stattfinden soll.

Es ist das New York der Jahre, die dem Bürgerkrieg von 1861 folgen. Er wurde von den nördlichen Staaten der Union für die Abschaffung der in den Südstaaten — Carolina, Mississippi, Florida, Georgia, Louisiana, Alabama, Texas — üblichen und, wie der Norden behauptete, menschenunwürdigen Haltung schwarzer Sklaven für Haus- und Feldarbeit geführt. Sagen die Geschichtsbücher, die sich gern mit einer einfachen, auch dem Schulkind einleuchtenden Formel begnügen. In Wirklichkeit ging es zwar auch um die Sklaverei, aber aus weniger edlen Motiven. Schon lange hatten tiefe Gegensätze zwi-

schen dem Norden und dem Süden bestanden: Der industrialisierte Norden mußte, um existieren zu können, hohe und jährlich steigende Löhne für „freie“ weiße Arbeiter bezahlen, die noch dazu den Drang hatten, gelegentlich aufsässig zu werden, Forderungen zu stellen, und sie, da sie ihren eigenen Wert allmählich erkannten, auch durchzudrücken. Der Süden bestellte seine Baumwolle-, Tabak- und Reisfelder mit Negersklaven, die, wenn man so sagen will, im Betrieb wesentlich billiger waren als weiße Arbeiter, und die man, wurden sie aufsässig, durchprügeln konnte. Der Norden brauchte also, wollte er mit dem Süden Schritt halten, Schutzzölle gegen alle ausländischen, vielleicht billigeren Waren. Der Süden aber brauchte den Freihandel, um den reichen Überschuß seiner Produktion nach Europa verkaufen zu können.

Zu diesen wirtschaftlichen Gründen einer Auseinandersetzung traten noch rein politische. In der letzten Zeit hatte der sehr aktive, energische Süden den Norden häufig regelrecht terrorisiert, ihn mit Hilfe der Weststaaten in eine nebensächliche Rolle gedrängt. Der Pflanzer des Südens — von überschäumendem, zugleich ritterlich noblem Temperament — hatte vor dem raffenden Krämergeist der „Yankees“ New Yorks oder Philadelphias wenig Respekt.

So hatte sich mancher Zündstoff angesammelt, der nun, im Jahre 1861, unter der Präsidentschaft des Holzfällersohnes Abraham Lincoln aus Kentucky den offenen kriegerischen Konflikt herbeiführte.

Das Land trat unter die Waffen. Jeder mußte Stellung nehmen. Auch Tammany Hall. Sie bezog die eigenartigste Position dieses Bruderkrieges: Ihre Sympathien waren beim demokratischen Süden — was sie keineswegs hinderte, zugunsten des republikanischen Präsidenten Lincoln ein eigenes Regiment aufzustellen und gegen den Süden ins Feld zu schicken...

Der Bürgerkrieg hatte mit dem Sieg des Nordens und der etwas vom Zwang beflügelten Versöhnung zwischen Nord und Süd geendet. Die glanzvollen Paraden der siegreichen Regimenter — die Truppenteile rein deutscher Einwanderer hatten mehr als einmal dem Feldzug entscheidende Wendungen gegeben und galten als Eliteformationen der Nordarmee — waren vorüber; New York hatte sich zu friedlichem Leben zurückgefunden.

Es war ein anderes, neues New York. Ein neues Element machte sich breit, griff Besitz auch von den Bezirken altväterlichen puritanischen Wohlstandes, und seine Sitten, seine Anschauungen zogen in seinem Gefolge ein.

New York wimmelte von Kriegsschiebern, Heereslieferanten, Spekulanten in Waffen und Menschen, Existenzen, die mit dem Tod Geschäfte machten, selbst aber jeder Kugel ängstlich aus dem Wege gingen. Sie alle hatten bestochen, geschoben, betrogen, verschleiert und dazu Fahnen geschwenkt und patriotische Reden gehalten. Ihr Meister war ohne Zweifel der junge Pierpont Morgan — eben 24 Jahre

alt, der es fertigbrachte, 5000 veraltete, unbrauchbare Karabiner dem Armeearsenal in New York zum Preise von 3½ Dollar für das Stück abzukaufen, auf Kredit natürlich, und sie am gleichen Tag dem ebenfalls nordstaatlichen General Fremont in St. Louis als neue, gebrauchsfertige Waffen zum Preise von je 22 Dollar zu überlassen. So daß die Armee die ihr ja längst gehörenden Waffen noch einmal kaufte, um Mister Morgan rund 92000 Dollar verdienen zu lassen, wozu auch nicht ein einziger Dollar Morganscher Herkunft eingesetzt worden war...

Doch davon spricht man im neuen New York nicht mehr. Die Morgans sind eine Macht, mit der man sich gut stellen muß. Nur unbelehrbare Idealisten greifen sie noch an. Sie werden bald zum Verstummen gebracht. Es gibt da mancherlei Mittel — —

Man spricht auch nicht mehr von den „Aushebungskrawallen", die im glühheißen Juli des Jahres 1863 vier Tage lang New York durchtobt haben. Als die neuen Aushebungsgesetze der Nordstaaten die Stadt von Truppen und wehrfähigen Männern, die an der Front gebraucht wurden, so entblößt hatte, daß ihr Schutz nur einem Invalidenkorps von 200 Mann, der Staatspolizei mit rund 1600 Konstablern und 700 Soldaten aller Gattungen, zum Teil krank oder blessiert, anvertraut war. So daß die Unterwelt, die diesen günstigen Zeitpunkt zum Gewaltsturm gegen die Ordnung benutzte und dazu rund 70000 schwerbewaffnete Banditen (bei einer Gesamtbevölkerung von 800000 Menschen!) auf die Beine brachte,

die Hüter der Ordnung stellenweise mit einer Übermacht von fünfhundert gegen einen angreifen konnte.

Man spricht nicht mehr davon. Die zweitausend Toten und achttausend Verwundeten dieser grauenvollen Straßenschlachten sind vergessen, die paar hundert Millionen Sachschaden müssen verschmerzt werden.

Man spricht auch nicht mehr von der mehr als zweideutigen Rolle, die die römisch-katholische Kirche in diesen Julikrawallen gespielt hatte. Sie war damals eine nicht unbedeutende Macht. Aber sie hatte diese Macht nicht benutzt, dem Kampf ein Ende zu machen. Erzbischof Hughes hatte es bis zuletzt abgelehnt, seinen Glaubensgenossen Einhalt zu gebieten. Als er es am letzten tollsten Tage des Blutvergießens auf dringendes Bitten der Behörden tat, war sein Aufruf eine einzige Attacke gegen die, — nein, nicht gegen die Unterwelt — allein gegen die Protestanten! In keinem Bezirk war katholisches Eigentum gefährdet oder gar vernichtet worden ...

Und man spricht endlich schon gar nicht mehr von der ganz eindeutigen Rolle Tammany Halls. Nicht nur, daß ihre Feuerwehrkompanie Nr. 33, die „der Schwarze Witz“ genannt wurde, die Schlacht eröffnet hatte, daß demokratische Politiker die verzweifelte Tätigkeit der Polizisten auf Schritt und Tritt behindert, gegen ihre Maßnahmen protestiert und Gefangene auf der Stelle wieder befreit hatten, daß namhafte Vertreter der Hall das Polizeihauptquartier

förmlich belagerten, um den Abzug der in höchster Not herbeigerufenen Truppen, die „das Volk mordeten", zu erzwingen — ein demokratischer Richter hielt in diesen schweren Tagen eine besondere Gerichtssitzung ab, um öffentlich festzustellen, die Aushebungsgesetze seien ungesetzlich und das „Volk" täte recht daran, sich ihnen zu widersetzen! Alle gefangenen Bandenführer, sämtlich bei Plünderungen festgenommen, verließen die Gefängnisse. Als die Krawalle dank des wahrhaft heldenhaften Einsatzes der Staatspolizei und der aus deutschen Einwanderern gebildeten Bürgerkompanien beendet waren, da gaben die Gefängnisse gerade noch zwanzig Verbrecher her, die dem Richter vorgeführt wurden. Keiner wurde zu mehr als fünf Jahren verurteilt...

Aber das darf man in diesem neuen New York nicht mehr laut sagen. Denn Tammany Halls Macht ist größer denn je und Boß Tweed hat tausend Ohren.

Es ist das New York, das man „Satans Zirkus" nennt. So himmelschreiend ist seine Sittenlosigkeit.

Da gibt es Lokale, wie das von Harry Hill am Broadway, die allsonntäglich von Pfaffen aller Bekenntnisse aus Stadt und Land besucht werden, weil man dort so schöne Studien für Predigten über die Verkommenheit New Yorks, der „großen Hure Babylon", machen kann. Bei Harry Hill vergnügen sich nämlich die Kavaliere damit, die dort angestellten „Damen" splitterfasernackt zum Bockspringen zu animieren.

Da gibt es als Sehenswürdigkeit die „Schwesternreihe", sieben Häuser in der 25. Straße, die sieben Schwestern gehören und jedes ein Bordell sind. Nur bessere Herren, vom Stadtrat aufwärts, haben Zutritt und auch nur, wenn sie im Abendanzug antreten.

Da gibt es das Haus der „französischen Madame", einer dicken Person mit pechschwarzem Schnurrbart, die als ihr eigener Rausschmeißer fungiert und widerspenstige Mädchen an den Haaren auf die Straße befördert. In den „Ägyptischen Sälen" in der 34. Straße kann man abends ein neckisches Blindekuh spielen, während der „Buckingham-Palast", gleich nebenan, reizvolle Maskenbälle bietet, deren Teilnehmerinnen nur das Gesicht und sonst nichts maskiert haben. In Billy Glorys Tanzlokal geht es schon weit ordinärer zu, und das „Black and Tan" wird fast ausschließlich von Negern besucht. Nur die Frauen, die hier verkehren, sind weiß...

In „Satans Zirkus" ist jedes Laster zu kaufen, jedes Vergnügen zu haben, jedes Verbrechen zu Hause. Da werden unter den Augen der Polizei öffentlich gefälschte Banknoten angeboten — 10000 Dollar Nennwert für 600 Dollar Bargeld — da blüht jede Art verbotenen, betrügerischen Glücksspiels, da trägt jedes der 20000 Straßenmädchen „Knockouttropfen" in der Tasche, Chloral, mit dem sie ihre Opfer betäuben und dann ausplündern. Da kann man in jeder Kneipe Spezialisten mieten, die jedes geforderte Verbrechen prompt und tadellos ausführen. Sie arbeiten nach festem Tarif:

Einfaches Verprügeln	2	Dollar
Prügel einschließlich Kieferbruch	10	„
Betäuben	15	„
Schuß ins Bein	25	„
Mord	100	„

und darüber, je nach Wunsch und Vereinbarung.

Und alles unter wohlwollender Duldung der Behörde, der Polizei, der Bezirksvorsteher, der Stadträte, des Bürgermeisters, der ganzen Tammany-Gesellschaft.

Sie alle verdienen am Verbrechen:

Der Polizist, der die Dirne erpreßt und ihr, damit sie das Geld auch regelmäßig aufbringen kann, Kundschaft zuführt.

Der Polizeihauptmann, indem er von seinen Polizisten Tribute erhebt und die Kneipwirte, Madamen und Falschspieler bluten läßt.

Der Bezirksvorsteher, indem er von all diesen ebenfalls Abgaben erhebt.

Der Stadtrat, indem er — nun, wir kennen das Lied und seine nächste Strophe.

Und Boß Tweed und sein Ring, indem er alle zusammen schröpft!

Fast jeder höhere Beamte der Stadt ist in jenen Jahren nach dem Bürgerkrieg an mindestens einem Lokal — Tanzsaal, Spielhölle, Bordell oder Knockout-Kneipe — beteiligt. Meistens gehört es ihm sogar.

Als sich ein Reporter eines Tages den Spaß macht, mit dem Schreckensruf: „Mister, Ihr Bordell brennt!" das Stadtparlament zu alarmieren, da leert sich im

Handumdrehen der ganze Saal. Denn sie hatten alle eins...

Das ist der Schauplatz, auf dem nun der Tweed-Ring das große Spiel beginnen läßt.

Satans Zirkus — — —

*

Es beginnt mit einem großen Schlag, mit der Plünderung der Erie-Eisenbahn.

Diese Bahnlinie war im Jahre 1832 von New York über Buffalo nach Chikago geführt worden. Der Staat New York hatte sechs Millionen Zuschuß gegeben, andere Staaten andere Millionen, Städte und Bezirke hatten Geld und Land beigesteuert, so daß die gesamten Baukosten durch diese Spenden gedeckt werden konnten.

Es wurde eine Katastrophenbahn. Nach zwanzig Jahren hatten betrügerische Direktoren das Kapital der Gesellschaft so unauffindbar verwirtschaftet, daß Neuanschaffungen und Reparaturen nicht mehr möglich waren. Lokomotiven, Wagenpark und Geleise waren so verfallen, daß ein Unglück das andere jagte. Der alte Cornelius Vanderbilt — wir sind jetzt in der Zeit, da die großen amerikanischen Vermögen am Horizont auftauchen und neben der Politik ihre Machtansprüche anmelden — brachte die Bahn durch heimlichen Ankauf ihrer Aktien in seinen Besitz.

Er setzte den Vorbesitzer Daniel Drew — er war früher Viehtreiber gewesen und verstand vom Be-

trieb einer Eisenbahn so wenig wie von der Buchführung, nämlich nichts — als seinen Direktor ein, der sofort daran ging, mit Hilfe seiner Subdirektoren Jay Gould und James Fisk den alten Fuchs Vanderbilt nach Strich und Faden zu betrügen.

Sie gaben auf eigene Rechnung Aktien aus, die sie durch Maklerfirmen, an denen sie selbst beteiligt waren, dem Publikum verkaufen ließen. Aktien, die kaum Papierwert hatten. Vanderbilt ließ durch Richter Barnard eine Verfügung ergehen, die diese Aktien für ungesetzlich erklärte. Die Verfügung kostete viel Geld. Zahlbar an den Tweed-Ring.

Die drei Direktoren flohen. Den Kassenbestand nahmen sie mit. Mit einer halben Million bestach Gould ein paar einflußreiche Tammany-Politiker, die ein Gesetz zustande bringen, das seine Aktienemission legalisierte. Vanderbilt bot mehr, Gould hielt mit und gewann das Rennen. Tammany hatte von neuem verdient, diesmal an beiden Seiten.

Um ganz sicher zu gehen, wurde William Tweed von den Siegern in das Direktorium der Bahn aufgenommen. Jetzt war alles in bester Ordnung: Sie gaben Aktien aus, soviel sie wollten. Die Einnahmen flossen in ihre eigene Tasche. Natürlich wurde auch der Tweed-Ring nicht vergessen. Allein im Jahre 1868 wurden über eine Million Dollar für „Extra- und Gesetzgebungsleistungen" ausgegeben, wie man die Schmiergelder in den Geschäftsbüchern nannte.

Zwischendurch mußte man sich rasch eine neue Mehrheit durch eine neue Wahl sichern. Es stiehlt

sich besser, wenn man es im Namen des Volkes tun kann.

Wahlen zu „machen“ bietet nach so langer Übung keine Schwierigkeit. Es wandern ja immer noch neue Menschen ein, die man durch das Versprechen, ihnen das Bürgerrecht sofort und ohne die übliche lange Wartezeit zu geben, zu begeisterten Tammany-Wählern machen kann.

In vierzehn Tagen, vom 8. bis zum 23. Oktober 1868, bürgert Richter Barnard an 10 000 Menschen ein. Fleißige Arbeit. Die „New York Printing Co.“ — sie gehört unter einem Decknamen Tweed und führt sämtliche Druckaufträge der Stadtverwaltung aus, wofür sie um 25 % teurer sein darf als ihre weniger begünstigte Konkurrenz — druckt im voraus 150000 Naturalisationsurkunden, während Tammany Hall den entzückten Einwanderern die hohen Einbürgerungsgebühren erläßt und sie lieber aus dem Stadtsäckel bezahlt.

Außerdem läßt die Hall in allen Kneipen Stimmscheine verteilen, mit denen man unter falschem Namen in einem anderen Bezirk zum zweiten oder gar dritten Male wählen kann. Die reichlich gespendeten Drinks sorgen für die nötige Stimmung ...

Eine Wahl bietet also keine Schwierigkeiten mehr. Der Kurs wird weiter gehalten, so, wie der Boß es befiehlt. Es wird weiter gestohlen.

Alles ist in diesem New York möglich. Nur dem Chronisten ist es unmöglich, im Rahmen eines einzelnen Berichtes eine lückenlose Übersicht über Taten

und Untaten des Tweed-Ringes zu geben. Er muß sich darauf beschränken, hier und dort in den Sumpf zu greifen und ein paar wunderhübsch angelegte Korruptionsfälle an das Licht der darob gar nicht mehr verdutzten Sonne zu fördern.

Zum Beispiel die herrlichen Geschäfte, die man als sein eigener Lieferant machen kann: Daß Tweed alle Druckaufträge der Stadt der Einfachheit halber in seiner eigenen Druckerei erledigte, erwähnten wir schon. Und da er schon einmal am Drucken ist, läßt er auch gleich ein obskures Blättchen, den „Transcript“, durch die Presse laufen. Ein finsteres Erzeugnis, das man kaum Zeitung nennen kann. Aber die Freude seines Besitzers, denn es hat ein paar hunderttausend Abonnenten! Alle amtlichen Bekanntmachungen der Stadt New York erscheinen nämlich ausschließlich in diesem Käseblatt!

Es gibt in New York noch ganze Bezirke, deren Straßen kein festes Pflaster besitzen. Man muß sie endlich pflastern lassen, einem unwürdigen Zustand ein Ende machen. Andrew J. Garvey, ein Straßenbauunternehmer, erhält den Auftrag, obwohl sein Angebot keineswegs das billigste ist. Seine Rechnungen haben es in sich, als hätte er Steine aus purem Gold und nicht aus ehrlichem Granit verwendet. An manchem Ultimo kassiert er eine halbe Million Dollar und darüber. Für den gleichen Preis hätte er eine Straße um den Äquator pflastern können. Aber wie soll man billig sein, wenn man dem Boß die glatte Hälfte abgeben muß? (So jammert übrigens auch die

Firma Edward E. Jones & Company, die das Papier für alle städtischen Büros liefert!) Und es scheint dem Boß noch nicht einmal unangenehm zu sein, wenn man ihm seinen Anteil einfach in sein Amtszimmer bringt ...

Wer städtische Aufträge erhalten will — Straßenbau, Schreibpapier, Fensterrahmen oder Mäntel für die Straßenkehrer, ganz gleich — muß von vorherein 50 bis 65% aufschlagen. Denn die nimmt ihm der Ring wieder ab. So verzweigt sind seine Geschäfte, an so vielen Lieferungen ist er beteiligt, daß er einen eigenen Kassierer anstellen muß. Er findet keinen besseren als den City-Auditor James Watson, einen höheren Stadtbeamten also.

Der „rechte Mann: Denn James Watson hat ein paar nette Jahre im Gefängnis in der Ludlow-Street verbracht, wo er, zuerst als Sträfling, danach — ohne begnadigt oder entlassen zu werden — im „freien Anstellungsverhältnis“ als Schreiber tätig war. Boß Tweed hatte ihn später, da er eine schöne Handschrift hatte und auch sonst anstellig war, in der Stadtverwaltung untergebracht. Dieser Watson hatte sich einmal sagen lassen, ein vornehmer Mann müsse auch Sport treiben, worauf er sich einen Rennstall zulegte. Hätte er dies nicht getan, dann wäre der Tweed-Ring ein paar Jahre länger am Leben geblieben. Wie wir später sehen werden.

James Watson also kassierte den Zehnten ein. Wohin damit? Man konnte die Millionen doch nicht im Wandschrank aufheben. Eine eigene Bank war nicht

mehr zu entbehren. Gründen wir eine Bank. Wie sie heißen soll? Na — sagen wir „Tenth National Bank". Und wer sie außer uns noch benutzen soll? Die Stadt natürlich, die den Einlagen des Tweed-Ringes durch die Hergabe städtischer Depositen Garantie und Sicherheit geben darf. Direktoren der Bank sind natürlich Tweed, Hall, Connolly, Herr Fisk, der uns schon als betrügerischer Eisenbahndirektor begegnet ist, und ein Herr Ingersoll. Ein unbedeutender Bursche. Man hat ihn einsteigen lassen müssen, weil Boß Tweed ihn braucht. Er ist nämlich der Strohmann, über den Tweed der New Yorker Nationalgarde die Waffen liefert, die er auch in eigener Regie reparieren läßt ...

Ja — die Möglichkeiten, Geld zu verdienen, liegen hier doch auf der Straße! Furchtbar einfach: Kann man nicht alle seine Verwandten, lebende wie längst tote, in die Gehaltslisten städtischer Ämter einreihen? Kann man nicht verstorbene Beamte noch ein paar Jahre über ihr seliges Ende hinaus Gehälter beziehen lassen, die man, um ihre armen Hinterbliebenen nicht immer wieder in neuen Schmerz zu stürzen, am besten in aller Stille selbst abhebt?

Man kann, Herr, man kann durchaus!

Wenn man Ehre und Vorzug hat, dem Tweed-Ring anzugehören.

Dann kann man sogar am Bau eines einzigen Hauses, des „County Court House", des Gerichtshofes am Stadtpark, soviel verdienen, daß der Voranschlag von 250 000 Dollar nach zehn harten Bau-

jahren um glatte zwölf Millionen überschritten wird.

Man kann, Bester, man muß es sogar — denn solch weißer Marmorbau wird wahnsinnig teuer, wenn allein die Thermometer in den Korridoren schon 7500 Dollar kosten ...

Man kann sogar noch ganz andere Zauberkunststücke aufführen. Schließlich ist es lästig, seine guten Freunde alle paar Jahre durch eine Neuwahl in ihren Posten bestätigen zu lassen. So was kann schließlich auch einmal schief gehen. Also bringt man das Parlament des Staates New York dazu, in einem neuen Gesetz dem Bürgermeister der Stadt das Recht zu geben, jeden wichtigen Posten selbst und ohne Wahl besetzen zu können.

Das Geld, das man sich diese neue Stadtverfassung hat kosten lassen, ist gut angelegt. Als man den Boß später einmal fragt, wieviel er für das Gesetz wohl ausgegeben habe, da antwortet er lakonisch:

„Weiß nicht mehr. Möglicherweise 600 000 Dollar ..."

Nicht zu viel Geld, Boß Tweed, geringe Spesen.

Denn nun kann man in diesem New York überhaupt alles anstellen, was man nur will ...

★

Dennoch hat William Tweed Sorgen.

Er weiß nicht mehr, wie er das Geld anlegen und unterbringen soll. Er erstickt im Geld, es wächst ihm buchstäblich über den Kopf. Man kann sich doch

nicht jeden Tag an Sekt berauschen, auch nicht schon am frühen Morgen Austern fressen. Mehr als einen Diamanten kann man eben nicht im Knopfloch der gestärkten Hemdbrust tragen. Allzu viele Freundinnen sind der Gesundheit abträglich — schließlich ist man älter geworden und nicht mehr der schlanke, aufgeschossene Bursch, der einst mit der Feuerspritze durch die Straßen jagte. Man ist dick geworden, im Senat des Staates New York mußte einem ein besonderer Stuhl nach Maß angefertigt werden. Zwar ist das Haar immer noch rötlich braun, ein Bart von gleicher Farbe bedeckt Mund und Kinn, aber man kann es nicht leugnen — man ist älter geworden ...

Mit den Freunden fressen und saufen, das Teuerste, Unsinnigste vergeuden — sich einen Rennstall halten, Weiber, Hofnarren und Spaßmacher: das befreit einen immer noch nicht von der Sorge, wie das viele, unendlich viele Geld angelegt werden soll.

Ein Haus. Ein Palast eher. Eine riesige Freitreppe führt empor zu Nr. 41 in der 36. Straße. Die Haustür aus sündhaft teurem Rosenholz. Die Schwelle von Mahagoni. Die Empfangshalle überflutet vom Licht ungezählter Kronleuchter, von dem noch sehr seltenen Gaslicht gespeist. Teppiche, so dick „wie ein Beefsteak".

Die Familie — Gott, mit Mama Tweed ist nicht viel Staat zu machen. Ist eben auch alt geworden und lebt eigentlich immer noch in dem kleinen Stuhlgeschäft, in das sie einst heiratete. Wenn sie — was

sie ja höchst ungern tut — repräsentieren muß, dann zieht sie sich schreiend bunt an und redet Unsinn. Nicht viel Staat mit ihr — —

Aber Mary Amelia, die Tochter! Einundzwanzig Jahre alt. Ein reizendes Kind und eine feine Lady dazu. Macht ihrem alten, biederen Papa keine Schande. Jetzt will sie heiraten. Soll sie. Sogar den Mann, den sie selbst sich ausgesucht hat. Einen Herrn Arthur Ambrose Mazinni aus Neuorleans. Man weiß nicht viel von ihm, sieht gut aus, scheint aber kein Kirchenlicht zu sein. Egal — Boß Tweeds Schwiegersohn zu heißen, ist mehr wert, als zehn Professorengehirne zu besitzen.

Am 31. Mai 1871 wird geheiratet. In der Trinity-Kirche natürlich, der ältesten und reichsten Stadt, am Broadway gelegen, in rotem Sandstein und mit Spitzbogenfenstern aufgeführt. Gotisch sollen sie den Stil drüben im alten Europa nennen.

Noch wochenlang später preisen die Blätter den Glanz dieser Hochzeit. Das diamantenbestickte, bunte Seidenkleid der Brautmutter, die glänzenden Toiletten der Jungfrau, den Bratenrock William Tweeds, die männliche Erscheinung des Bräutigams, die endlose Schleppe der Braut, ihre Schuhe „aus weißer Seide mit Diamantknöpfen", ihre Frisur à la Marie Antoinette.

Mit inniger Rührung vernimmt Papa Tweed am Ehrentag seines Kindes die schon ein wenig zitternde Stimme des alten Reverend Joseph Price, der einst schon ihm die Traurede hielt.

Und dann geht's zum Delmonico, dem feinsten, elegantesten, teuersten Restaurant der Stadt. Nur ganz kleiner Kreis, paar Freunde nur, ganz bescheiden.

Bare 7000 Dollar kostet das Futter.

Mister James Gordon Bennett vom „Herald", New Yorks bekanntester Zeitungsverleger, gibt sich die Ehre, persönlich die Hochzeitsgeschenke zu besichtigen, die im großen Saal des zweiten Stocks auf vier langen Tafeln aufgebahrt sind. Sein Chefreporter interviewt indessen das Küchenpersonal, das durch reiche Spenden des Bräutigams in beste Laune versetzt wurde.

Und am nächsten Tage liest es ganz New York, ganz Amerika, im „Herald", von Gordon Bennett persönlich in poetische Form gebracht:

„Siebenhunderttausend Dollar sind die Hochzeitsgeschenke wert! Welch' Beweis des Edelmuts, der Würde, der unerschöpflichen, nur den Märchenschätzen Indiens vergleichbaren Quellen Tammany Halls!"

„Kann irgendeine Demokratie unter der Sonne mit dem Ruhm, der Macht, den Rechten Deiner Demokratie verglichen werden?"

„Niemals! Und dies ist erst der Anfang der guten Zeiten, die noch folgen werden ..."

Aber da täuscht sich Gordon Bennett. Er kann schließlich nicht wissen, wohin James Watsons, des Ring-Kassierers, übertriebene Leidenschaft für edle, schnelle Pferde noch einmal führen wird.

V. Kapitel

„New York wird immer beschwindelt werden . . .“

An einem glasklaren Wintertag im Jahre 1871 geschieht das Unglück.

Ein schwarzer Lausejunge, ein Schuhputzer, wirft im verschneiten Zentralpark New Yorks einen harten Schneeball nach einem Reiter, der sein Morgenpensum absolviert, trifft den Gaul über dem Auge, das Tier scheut, springt, steigt — der Reiter verliert den Sitz, rutscht seitlich aus dem Sattel, sein Fuß hängt im Bügel, der Kopf schlägt hart auf den gefrorenen Boden, ein Hufschlag des erregten Pferdes zerreißt ihm den Leib ...

Eine Stunde später stirbt der Unglückliche, ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Zur gleichen Stunde beginnt der Zusammenbruch des Tweed-Ringes. Denn der tote Reiter ist James Watson, City-Auditor von New York und Kassierer des Ringes. Seine Leidenschaft für edle Pferde hat ihm — wir prophezeiten es bereits — kein Glück

gebracht, und Gordon Bennett soll mit seiner aller Welt verkündeten Zukunftsmusik, die glanzvolle Hochzeit im Hause Tweed würde eine neue Ära politischen Aufstiegs des Familienvaters einleiten, kläglich danebengeraten haben.

Denn die Hochzeit bleibt der Höhepunkt im mehr raffenden denn schaffenden Leben William Tweeds. Von nun an geht die Reise bergab.

Der Ring braucht einen neuen Kassierer. Man findet ihn in einem Mann namens Copeland, der bisher kaum in Erscheinung getreten war, aber schon lange zu Tweeds Vertrauten gehörte. Der Boß glaubt den stillen Mann fest in der Hand zu haben, macht ihn zum City-Auditor und überträgt ihm die Erledigung der Geldgeschäfte des Ringes.

Und hat damit, ohne es zu ahnen, den Bock zum Gärtner gemacht.

Denn dieser Copeland ist zugleich — aber das weiß der Ring nicht — der intimste Freund Jimmy Briens, der bis zum Frühling dieses verhängnisvollen Jahres 1871 Sheriff von New York gewesen ist, den sehr einträglichen Posten aber an einen anderen Schützling des Ringes hat abgeben müssen. Seitdem lauert er auf eine Gelegenheit, sich zu rächen.

Copeland tritt sein doppeltes Amt an und findet in seines Vorgängers Schränken höchst interessante Schriftstücke. Briefe, Rechnungen, Quittungen, Bankbelege, Schuldverschreibungen. Einige dieser Papiere scheinen mit Vorgängen zusammenzuhängen, auf die schon vor Monaten der Zeichner Thomas Nast in

einer Reihe von Karikaturen in der Zeitschrift „Harpers Weekly“ vorsichtig hingewiesen hatte. Damals waren diese Andeutungen reichlich wertlos gewesen. Andere Zeitungen, die wie „World“ und „Herald“ den Ring unterstützten — ihre Redakteure waren zum Teil in Tweeds „Gehaltslisten“ verzeichnet — hatten prompt ihre Schuldigkeit getan, und zum Überfluß hatte ein Ausschuß von sechs ehrenwerten Mitgliedern des Gemeinderats — darunter der sehr angesehene John Jacob Astor — bescheinigt, sie hätten die Bücher der Stadt in ausgezeichneter Verfassung befunden ...

Nun aber sehen Copeland und sein Freund Brien, dem er das gefundene Material zeigt, die Dinge in ganz anderem Licht. Der entthronte Sheriff versucht es zunächst mit einer kleinen privaten Erpressung: Er bietet Tweed die Rückgabe der Schriften gegen die Zuweisung eines neuen lukrativen Postens. Tweed, im Vertrauen auf die Uneinnehmbarkeit seiner Festung, lehnt ab. Da verkauft Brien die Papiere an die „New York Times“, deren Verleger Georg O. Jones ein Gegner Tweeds ist.

Und damit ist der Stein ins Rollen, das Fett ins Feuer gekommen.

Vergeblich bietet Connolly fünf Millionen Dollar, wenn Jones seine immer bedrohlicher werdenden Angriffe einstellt und nach Europa übersiedelt. Vergeblich sucht der Ring den Zeichner Nast, dessen neue Karikaturen das Entzücken aller Tammany-Feinde auslösen, zu bestechen. Durch einen befreundeten

Bankier werden ihm hunderttausend, dann zweihunderttausend, endlich eine halbe Million geboten — allerhand Geld für einen Pressezeichner. Er pfeift auf das Geld und zeichnet weiter. Andere Blätter folgen ihm. Reporter bestürmen Tweed und seine Genossen. Aus allen Richtungen prasseln Anfragen auf den Ring, neugierige Stadtväter — nicht alle waren ja am räuberischen Terror einer Minderheit beteiligt — wollen dies und jenes wissen, Aufklärung und Rechenschaft fordern.

Die Gegner sammeln sich. Die Republikaner, Tammany Halls ständige Wahlgegner. Dann die „Know-Nothing"-Männer, die „Weiß nichts"-Partei, eine Geheimgesellschaft, die sich innerhalb der Hall gegen den überhandnehmenden katholischen Einfluß gebildet hat, den Machtzuwachs der neu Eingewanderten — unter denen sich gerade in diesen Jahren um 1870 ein starker jüdischer Zustrom aus Osteuropa bemerkbar macht — bekämpft und öffentliche Ämter nur an Männer vergeben will, die in Amerika selbst geboren sind. Zu dieser Gruppe stößt die kleine „Mozart-Hall", endlich das große Heer der von Tammany Hall und dem Tweed-Ring aus ihren Ämtern Verdrängten, die keineswegs ohne Einfluß sind.

Sie schüren das schwelende Feuer so geschickt, daß ein Vierteljahr später der frühere, von der Hall gestürzte Bürgermeister William F. Havemeyer es wagen kann, eine öffentliche Massenversammlung der sogenannten Cooper-Union einzuberufen. Thema der

stürmischen Ansprache: „Boß Tweed plündert New York".

Die von der Versammlung aufgestellte Forderung: „Hängt die Diebe, jagt sie aus der Stadt", die von der Mahnung, sie zuvor nach guter alter Trappersitte zu teeren und zu federn, begleitet wird, erscheint am nächsten Tag als Schlagzeile einiger Zeitungen ...

Und Boß Tweed hat keine Macht, diesen über Nacht losgebrochenen Sturm einzudämmen. Zum erstenmal ist seine sonst so gut aufeinander eingespielte Mannschaft so verwirrt, daß sie keinen Ausweg sieht. Verzweiflung ergreift den Ring, als der Stadtrat einen Ausschuß von siebzig Männern einsetzt, der die öffentlich erhobenen Vorwürfe gegen Tweed und Genossen untersuchen soll.

Der Ring hält Kriegsrat. Die Einigkeit ist zertrümmert. Keiner traut mehr dem anderen. Connolly, der „schmierige Dick", weist Tweeds Zumutung, er solle das schwarze Schaf spielen, alle Schuld auf sich nehmen, die anderen decken und schleunigst verschwinden, voller Entrüstung zurück.

Warum denn gerade er?

Haben die anderen denn nicht ebenso — — —?

Will man ihn vielleicht fallen lassen, um seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen?

Nein, Freunde — miteinander sind wir reich geworden — nun wollen wir auch miteinander arm werden.

Flüstert Connolly, geht mit verzerrtem Gesicht hinaus und überschreibt — um den Anfang mit der Armut zu machen — erst einmal drei geraubte Millionen seinem Eheweib und eine weitere halbe seinem Schwiegersohn Joel Fithian. Und glaubt, das seinige getan zu haben ...

Da sprengt der erste den Ring.

Richter Barnard bricht aus. Sehr gegen den eigenen Willen. Er ist ja schließlich so stark belastet wie nur einer der anderen. Aber der Druck der Öffentlichkeit zwingt ihn, will er sich nicht offen auf die Seite der Beschuldigten stellen, durch ein Zahlungsverbot bis auf weiteres alle Öffnungen der Stadtkasse luftdicht zu verschließen.

Schlag folgt auf Schlag. Vier Tage später erbrechen „unbekannte Täter" Connollys Büro: Sämtliche Belege des Jahres 1870 verschwinden!

Panikstimmung im Ring-Lager. Sie beschimpfen sich, schreien sich an, beschuldigen einander der Unehrlichkeit — aber einen Ausweg wissen sie nicht mehr. Bis auf den einen: Bürgermeister Hall legt Connolly, der nach dem Diebstahl der Dokumente unrettbar belastet scheint, nochmals nahe, sofort von allen seinen Ämtern zurückzutreten und nach Europa zu verschwinden.

Da macht der „schmierige Dick" seinem Gaunernamen alle Ehre. Er geht zu Samuel J. Tilden, dem Obmann des Untersuchungsausschusses, und bietet ihm seine Hilfe an, seine Freunde aufzuhängen, wenn dabei sein eigenes Genick geschont wird!

Das ist das Ende. Ein verzweifelter Versuch des Ringes, die Banden der Unterwelt noch ein letztes Mal aufzubieten und mit Gewalt die schon gleitende Macht zu festigen, mißlingt. Auch die „Reformisten", wie Tweeds Gegner sich nennen — darunter auch viele Tammany-Leute, die, wie Tilden, selbst zu Geld und Einfluß kommen wollen — sind auf dem Posten und halten ihre Hilfsvölker kampfbereit. Zwar gelingt es Tweed, auf dem Parteitag der Demokraten noch einmal als Vertreter New Yorks anerkannt zu werden, aber dieser Scheinerfolg hat keine Wirkung. Die nächste Wahl bringt den Reformisten die Mehrheit. Tweed unterliegt. Auch die heißen Gebete, die seine Anhänger in den Kirchen für den Sieg der gerechten Sache gen Himmel senden, können ihn nicht retten.

Rette sich, wer kann!

Sweeny erklärt, er sei schwer krank, legt seine Ämter nieder und verschwindet nach Kanada.

Hall, der lustspieldichtende elegante Bürgermeister, hält sich mit Mühe auf seinem wackelnden Amtssessel, ist aber ohne jeden Einfluß auf den Lauf der Dinge.

Garvey, der tüchtige Pflasterlieferant, möchte gar zu gern Connollys Beispiel folgen und den Boß verpfeifen, um sich selbst zu retten. Allein Tammany Halls „Schwarze Kavallerie" — die eigene Femeorganisation — warnt ihn dringend, dem Freund die Treue zu brechen ... Er flieht nach Europa ...

Am Abend des 16. Dezember 1872 erscheint der Sheriff Matthew T. Brennan in William Tweeds Büro, klopft dem Überraschten freundlich auf die Schulter und verhaftet ihn mit den Worten:

„Good evening, alter Mann, dich suche ich gerade ..."

Und weist ihm lachend den Haftbefehl vor.

Wortlos folgt ihm der Boß, den schweren Körper über die Stiegen tragend, in das Metropolitan-Hotel — es gehört ihm als Eigentum. Dort darf er, natürlich unter Bewachung, diese Nacht verbringen. Der nächste Morgen sieht ihn vor dem Richter Cunning Bedford.

Hurrageschrei seiner rasch zusammengetrommelten Anhänger empfängt ihn im Gerichtsgebäude. Ein Höllenlärm. Sie johlen und trampeln. Bedrohen den Richter, der Tweeds Forderung, ihn gegen Bürgschaft freizulassen, kühl ablehnt. Er ist zwar von Tweed auf diesen Posten gebracht worden — „da hat man nun", brummt der enttäuschte Boß, „zwanzig Bedfords in der Stunde ausgespuckt, und wenn man sie braucht, merkt man, daß sie lauter kleine Schufte sind ..." — aber er befiehlt, den Verhafteten in die „Tombs", das sehr altmodische, höchst unbequeme Untersuchungsgefängnis, zu transportieren.

Sheriff und Gefangener ziehen ab. Mit ihnen die Menge. Aber nicht in die Tombs. Sheriff Brennan macht einen kleinen Umweg. Er führt zum Obersten Richter Barnard. Ein schon tausendköpfiges Gefolge begleitet Tweed.

Die Verhandlung bei Richter Barnard dauert nicht lange. Einen bequemen Sessel hat man dem Delinquenten besorgt. Da sitzt er, nur durch den Tisch des Richters von dem lebensgroßen Ölgemälde getrennt, das zwischen zwei Sternenbannern die Schmalwand des Raumes ziert. Es zeigt das Porträt eines Mannes, dem ein dichter brauner Backenbart die fleischigen Wangen umrahmt. Seine Augen blicken kalt am Beschauer vorbei. Ein schlichter, schlecht sitzender Anzug und eine dicke goldene Uhrkette unterstreichen das Bild des ehrlichen, braven Bürgers.

Der Mann auf dem Sessel vor dem Richtertisch und der Mann auf dem Bild hinter dem Tisch führen den gleichen Namen.

Beide heißen William Tweed.

So dauert es also wirklich nicht lange, bis der lebende Tweed dem gemalten vergnügt zuwinken kann: gegen 5000 Dollar Kaution — einer der Spießgesellen hat sie schon abgezählt bereit — hat Richter Barnard ihn auf freien Fuß gesetzt. Allerdings hat er seine Ämter als Kommissar für öffentliche Arbeiten, als Direktor der Erie-Eisenbahn und als Oberhäuptling von Tammany Hall niederlegen müssen. Das eines Senators des Staates New York hat Richter Barnard ihm großmütig gelassen ...

Im übrigen nimmt das von der Grand Jury des Staates New York eingeleitete Verfahren seinen Fortgang. Das heißt, es geht, da sich inzwischen der Ring der Anwälte Tweeds eingeschaltet hat, nicht fort. Es sind die berühmtesten, zugleich in allen

Schlichen und Kniffen erfahrensten Anwälte der Staaten: David Dudley Field, John Graham, Willard Bartlett, William Fullerton, Elihu Root, dazu ein Schwarm von Prozeßagenten, Gehilfen, Journalisten und Stimmungsmachern. Sie alle entwickeln ein unnachahmliches Geschick, den Termin der Verhandlung immer wieder hinauszuschieben. Einmal müssen noch Zeugen beschafft und Beweise herbeigeholt werden. Dann sind diese und jene Formalitäten zu erfüllen. Wenn andere Mittel versagen, tritt ein Anwalt von der Verteidigung zurück und ein neuer an seine Stelle, der sich natürlich erst mit dem gesamten Material des Prozesses vertraut machen muß.

Bis dem Richter Davis, der den Reformisten nahesteht, die Geduld reißt. Er könne, so erklärt er, mit Rücksicht auf die Kürze des menschlichen Lebens den Herren Verteidigern unmöglich längere Frist einräumen. Er lege nämlich Wert darauf, diesen Prozeß bei eigenen Lebzeiten wenigstens zu beginnen, nicht aber seine Eröffnung der nächsten Generation zu überlassen ...

Und so beginnt der sagenhafte, wahrhaft sensationelle Prozeß gegen William Tweed, Boß der Tammany Hall.

Da müssen immer wieder gekaufte und bestochene Entlastungszeugen entlarvt werden. Da stellen die Verteidiger Beweisanträge, deren Ausführung Jahre verschlingen würde. Da zeigt sich, als der Pflasterlieferant Garvey endlich unter der Zusicherung freien Geleits und sicheren Schutzes gegen Tweed

aussagt und ihn entscheidend belastet, daß die meisten Geschworenen dieser Jury mit Tammany-Geldern bestochen wurden.

Da ist die ganze Mühe umsonst gewesen. Ein neuer Prozeß beginnt. Er endet mit dem Urteil:

Zwölf Jahre Gefängnis und 12 500 Dollar Geldstrafe!

Boß Tweed beantragt Revision, muß aber zunächst wieder die Tombs, danach das Gefängnis auf Blackwells Island, endlich die Gefangenenanstalt in der Ludlow-Street beziehen. Dort soll er auch den Ausgang der gegen ihn angestrengten Zivilklage auf Rückzahlung von sechs Millionen Dollar abwarten. Inzwischen ist das Jahr 1875 herangekommen.

Das Gefängnis der Ludlow Street ist ein fideler Aufenthalt. Tweed bewohnt keine Zelle. Hat er Langeweile, dann verläßt er sein behaglich mit eigenen Möbeln ausgestattetes Appartement, um Charley Lawrence zu besuchen, der wegen Seidenschmuggels hier eine ähnlich eingerichtete Wohnung bezogen hat. Damenbesuch ist gestattet. Geschäfte dürfen unbehindert erledigt werden.

Dieser Lawrence kennt einen anderen Gefangenen. Bliß — dies ist sein Name — hat als Anführer einer Räuberbande die Northampton Bank geplündert. Aufmerksam prüft er die Vorschläge, die Lawrence ihm unterbreitet. Wie ein vorsichtiger Kaufmann wägt er Für und Wider ab. Dann entscheidet er sich. Boß Tweed kann zufrieden sein: Noch im Gefängnis arbeitet seine Organisation.

Am 4. Dezember 1875 verläßt Tweed das Gefängnis. Man hat ihm einen Tag Urlaub bewilligt. Sein Sohn William und die Wärter Dunham und Hogan begleiten ihn. Ihr Wagen fährt zu Tweeds Haus. Um 3½ Uhr nachmittags erreichen sie es. Nach kurzem Aufenthalt im Wohnzimmer des ersten Stocks steigt Tweed in das Obergeschoß, um seine Frau zu begrüßen. „Nur ein paar Minuten!" winkt er den Wärtern zu, die am Fuß der Treppe seine Rückkehr erwarten.

Sie warten lange. Dann rufen sie. Dann stürmen sie die Treppe hinauf, durchsuchen den Oberstock, danach das ganze Haus ...

Tweed ist verschwunden.

*

„Boß Tweed", so verkündet es ein großes Blatt, „lebt, von einer Leibgarde erprobter Scharfschützen umgeben, in den Wäldern Nordkarolinas ..."

„Nein" — ein anderes weiß es besser — „alles Unsinn, er ist nach Kanada entflohen ..."

Das dritte belehrt die ersten: „In Mexiko hat er Zuflucht gefunden!"

Und das vierte: „Nach Havanna konnte er sich retten ..."

Polizei und Sheriff sind ratlos. Nur Vermutungen, Gerüchte, Behauptungen. Aber keine einzige echte Spur ...

Sie hätten, wüßten sie um die Verhandlungen, die ein Seidenschmuggler und ein Bankräuber im Gefängnis der Ludlow-Street geführt haben, nicht weit zu gehen brauchen.

William Tweed, den buchstäblich jeder Mann und jedes Kind New Yorks kennt, ist in der Stadt geblieben. Hat auf Kanada, Mexiko und Havanna verzichtet. Ist nur über den Hudson, zum Jersey Ufer, gegangen. Und wartet hier, im sicheren Versteck, bessere Zeiten ab.

Der Apparat des ehrenwerten Herrn Bliß hat tadellos gearbeitet. Tweed ist in seinem Haus nach oben und sofort auf der Hintertreppe nach unten gelaufen. Vor der Haustür, die er unbefangen verließ, stand zufällig und absichtslos der Wagen eines Handelsmannes, der das verrutschte Geschirr seines Pferdes richten mußte. „All right", murmelte der Kutscher. Wortlos kletterte Tweed auf den Karren, der hinunter zum Hudson ratterte. Da stand ein Mann, der sich an einem Fährboot zu schaffen machte. „All right", murmelte auch er, als Tweed wieder ohne ein Wort zu sprechen, seinen Kahn bestieg. Am anderen Ufer erwartete ihn ein dritter, der ihn zu einem abgelegenen Farmhaus führte. Und dort schlug schon ein Barbier im Becken Seifenschaum, um Herrn Tweed von dem charakteristischen Backenbart zu befreien, ihm danach die Haare zu kürzen und ihm zum Schluß eine goldumrandete Brille auf die Nase zu setzen. Herr John Secor war geboren und fertig.

Drei Monate lang las er Tag für Tag mit stillem Vergnügen die New Yorker Zeitungen, die von der vergeblichen Jagd nach einem entschwundenen Herrn Tweed berichteten.

Kurze Zeit danach stand das alte Farmhaus wieder leer. Sein Bewohner war verschwunden ...

*

Kuba ist ein heißes Pflaster. Von Zeit zu Zeit wird die Hitze so groß, daß die Bewohner dieser größten Insel des Golfs von Mexiko nur noch, wollen sie dem empfangsbereiten Irrenhaus entgehen, einen einzigen Ausweg sehen:

Sie müssen schießen!

Ganz gleich, worauf. Gezielt oder blindlings in die strahlend blaue, flimmernde Luft geballert. Nur wenn blauer Pulverqualm wie zarte Wölkchen am Horizont steht, wenn die stickendheiße Luft erschüttert wird vom Donner uralter Büchsen oder vom heiseren Bellen verrosteter Colts, glaubt das heißblütige Volk der Kubaner Gipfelpunkte politischen Lebens erreicht zu haben. Wenn man dazu noch ein paar der Spanier, die immer noch, seit des seligen Kolumbus Zeit, die Herrschaft über die Insel ausüben, in ein besseres Jenseits befördern kann — dann erst erscheint der Aufwand an Pulver und Blei lohnend und nicht schlecht angelegt.

Kurz, Kuba befindet sich neun von zwölf Monaten des Jahres im Zustand der Revolution. Sie geht ein-

mal um Zölle, dann wieder um die von Spanien befohlene Abschaffung der Sklaverei, dann wieder um die Anerkennung irgendwelcher uralter Vorrechte der echten Kubaner — die Begründung ist weniger wichtig als die Ausführung.

So gerät auch Mister John Secor, der eines Tages im Frühling des Jahres 1876 mit einem 800-Tonnen-Schoner an Kubas Küste landet, in einen kleinen Aufstand. Nicht aufregend, nicht gefährlich. Die Spanier sind schon wieder Herren der Lage geworden. Sie verhaften Mister Secor. Er pocht auf seine Rechte als freier Amerikaner. Gerade deshalb, wird ihm bedeutet. Die Vereinigten Staaten haben sich wieder einmal in die Auseinandersetzungen auf Kuba eingemischt und der Bürgermeister von New York, ein gewisser Hall — „mal von ihm gehört, Mister Secor?" — hat erst kürzlich eine große Sympathiekundgebung für die Aufrührer veranstaltet. Und nun sei man dabei, alle Amerikaner, ob freie Bürger oder nicht, zu verhaften und ein wenig einzusperren ...

Hat der alte Abraham Hall doch das Maul nicht halten können ... Quatscht über Kuba und diese blödsinnigen Kubaner, anstatt sich ein wenig um den noch immer unerledigten, aber noch keineswegs schon gewonnenen Zivilprozeß gegen seinen Freund Tweed zu kümmern. Geht immerhin um sechs Millionen ... und hält Kundgebungen, die einen ins Loch bringen.

Sowas hat man nun zum Bürgermeister New Yorks gemacht — — murrt Mister John Secor, als er die

dreckige, backofenheiße Zelle im Gefängnis von Havanna bezieht.

Daß er sich in Havanna aufhielte, hatten die Blätter schon vor Monaten berichtet. Na, nun ist er in Havanna, aber „aufhalten“ kann man diese Tätigkeit nicht nennen.

Eines Tages wird er dann freigelassen — ohne daß man ihn erkannt hat — und auf der Brigg „Carmen“ außer Landes gebracht. Sie fährt nach — Spanien.

Mister Secor flucht, wie vor ihm vielleicht nur noch der alte Stuhlhändler Tweed auf dem Sterbelager geflucht hat, als er seines Sohnes Liebschaft mit der „Dicken Sechsten“ gedachte. Hilft ihm nichts. Er muß mit. Nach Spanien.

Zweiundvierzig Tage dauert die Reise. Mister Secor ist wenigstens fünfunddreißig seekrank, sein Gewicht sinkt — ein getreuer Chronist hat auch diese Wichtigkeit überliefert — von 280 auf 160 Pfund. Noch krank geht er in Vigo an Land. Er wird schon erwartet. Polizisten nehmen ihn in Empfang. Einer hält ein englisches Witzblatt in der Hand, vergleicht ein Bild mit dem Passagier der „Carmen“. Die anderen beraten leise, prüfen, vergleichen...

Dann erklären sie, Mister Secor heiße eigentlich William Tweed, werde von den amerikanischen Behörden gesucht und dies Bild, eigentlich eine Karikatur, beweise seine Identität. Man hätte es, da kein besseres Porträt des Gesuchten zur Verfügung stände, aus einem Londoner Witzblatt besorgt. Ein meisterliches Werk eines gewissen Nast...

Einige Wochen später sieht Boß Tweed sein altes New York wieder. Der amerikanische Kreuzer „Franklin“ hat ihn heimgebracht. Als Gefangenen. Es wird eine fröhliche Heimfahrt. Noch lange erzählen die Offiziere, wie herrlich sie sich mit ihrem Schützling amüsiert hätten. Seine Geschichten, wie man Wahlen mache und New York regiere, seien köstlich gewesen!

Mit Hoch und Hurra, mit Festesjubel, Musik und Bannerwallen empfängt New York den Boß. Alles, was zuverlässig erscheint, hat Tammany Hall an den Pier geschickt. Unter dem betäubenden Jubel einer vieltausendköpfigen Menge bezieht William Tweed sein altes Heim.

Das Gefängnis in der Ludlow-Straße.

Er wird es nicht mehr verlassen ...

Zwar hat er dem Gericht angeboten, er wolle die Geschichte des Tweed-Ringes erzählen, „die Wahrheit“ — wie es in der Schwurformel der Zeugenvernehmung heißt — „die reine Wahrheit und nichts als die Wahrheit“, wenn man ihn auf freien Fuß setze. Er sei ein alter Mann, der einen ruhigen Lebensabend ersehne ...

Man traut ihm nicht. Bekenntnisse will man gern entgegennehmen. Aber die Freiheit soll er sich damit nicht erschleichen.

Da verstummt Boß Tweed. Verweigert die Aussage. Man behandle ihn „unfair“, beschwert er sich.

Da verstummt auch das Gericht. Man kann warten. In Ludlow-Street lebt es sich ganz angenehm. Und Stadturlaub wird nicht mehr erteilt.

Bis zum 12. April 1878 bleibt Boß Tweed Untersuchungsgefangener. Dann entflieht er dem Gefängnis.

Er stirbt.

Eine Lungenentzündung bringt das Ende. Ein zeitgenössisches Bild zeigt Tweeds letzte Augenblicke. Er ruht auf einem breiten, gotisch geschnitzten Bett. Fromme Wandsprüche zu Häupten. Ein Kronleuchter mit sechs Flammen spendet mildes Licht. Spiegel, Bilder, bequeme Plüschsessel für die Besucher, die gesenkten Hauptes, Taschentücher in den Händen, das Lager umringen.

Und so, wie jener Bandit „Bill der Schlächter" mit einem rührenden Spruch diese Welt verließ — sein letztes Wort: „Jungens, ich sterbe als echter Amerikaner", ist immer noch die große Schlußapotheose kassenkräftiger Rührstücke in manchem Broadway-Theater — so kann es sich auch der alte Gauner William Tweed nicht verkneifen, sein untugendhaftes Dasein mit einem moralgetränkten Seufzer abzuschließen.

Es ist eine rührende, trotz der Nähe des Todes doch überwältigend komische Szene.

Schauplatz: Ein eleganter Salon, dem Wort nach eine Gefängniszelle.

Darsteller: Luke Grand — ein Negerdiener.

Mary Fitzsimmons — Tochter des Gefängniswärters.

Mrs. Douglas — Tweeds jüngste Tochter.

Edelstein — ein Jude. Natürlich Rechtsanwalt.

Boß Tweed — ein stadtbekannter Gauner.

Es ist Mittag. Draußen läutet die Glocke vom Essex-Markt. Der Frühlingswind trägt ihren Schall in das Sterbezimmer.

Boß Tweed: „... sie werden über mich predigen und werden sagen: Gebet acht, daß ihr nicht in Anfechtung fallet wie William Tweed..."

Die anderen: (schweigen ergriffen). —

Und so geschah es:

Noch wochenlang waren die Pastoren aller Bekenntnisse, in den Millionärsstraßen wie im Negerviertel, um Stoff zu mahnenden, donnernden oder sanft säuselnden Predigten nicht verlegen.

„Gebet acht, daß ihr nicht in Anfechtung fallet wie William Tweed..."

Auf dem Greenwod-Friedhof wurde er begraben. Ein paar Freunde, die Vorstandschaft der „Söhne des Heiligen Tammany", eine Delegation von Freimaurern folgten dem Sarg.

Das Volk von New York aber säumte die Straßen, den ganzen Weg entlang. —

★

Der Tweed-Ring ist gesprengt. Seine Macht ist gebrochen, wenn auch die Überlebenden ohne nennenswerte Strafe ausgehen.

Von Tammany Hall will in dieser Zeit auch der räudigste Straßenköter keinen Fetzen Fleisch neh-

men. Ihr Ansehen ist schwer erschüttert, ihr Ruf mehr als übel. Die ertragreichen Pfründen ihrer Mitglieder gehen zum Teufel. Und die Anhängerschaft gleicht eher einer wilden verwirrten Horde, die Richtung und Ziel verloren hat, denn einer sieggewohnten politischen Armee.

Noch geben die Drahtzieher das Spiel nicht verloren. Irgendeiner, der sein Geschäft versteht und sein Publikum kennt, gibt das Stichwort:

„Man muß einen ehrlichen Mann an die Spitze der Hall stellen!"

Das Ei des Kolumbus. Einen ehrlichen Mann zum Führer eines Trusts geldgieriger, machthungriger, ehrgeiziger, eitler Politiker machen.

Und so erfindet man den neuen Boß John Kelly, der zwar den Beinamen der „Ehrliche" trägt, trotzdem aber — um das Ergebnis seiner Herrschaft vorauszunehmen — ein reicher Mann wird.

Er ist immerhin schon ein guter Fünfziger. Die Jugendsünden hat er hinter sich. Auch er hat in der Feuerwehr die ersten politischen Lorbeeren gepflückt. An den Schlachten, die sich die feindlichen Löschkompanien lieferten, hat er tatkräftigen Anteil genommen. Wenn er im „Ivy Green", im „Grünen Efeu", einem stimmungsvollen Saloon in der Elm-Street erschien, schämten sich auch die stolzesten Tweed-Leute nicht, mit ihm um eine fröhliche Runde zu würfeln.

Ein Vereinsmeier ist dieser Kelly. Eigentlich ein stiller Knabe. Aber wenn er in seinem Theater-Klub,

dessen wortgewaltige Stütze er ist, den Hamlet oder den Macbeth auf die wackelnden Bretter legt, dann hält sein Publikum den Atem an. Es wird aus den benachbarten Kneipen zusammengeholt, aus dem „Kometen" in der Mott-Street, wo die Faustkämpfer — darunter auch Morrissey — verkehren, oder aus „Gunthers Pavillon", berühmt durch den Besuch des Großfürsten Alexei von Rußland, der dort — genau wie im Film — in einer Kellnerin eine alte Bekannte entdeckte, eine Gräfin, die auf der abschüssigen Bahn ihres Lebens hier gelandet war. Der edle Fürst kaufte sie, damit der Film sein Happy End erhielt, für viel Geld dem schurkischen Besitzer jenes Etablissements ab.

Auf mancherlei Art also wird John Kelly bekannt. Tammany kann es verantworten, ihn herauszustellen. Im Jahre 1853 wird er zum Ratsherrn gewählt, etwas später zieht er in den Kongreß ein, und 1858 wird er zum erstenmal Sheriff. Dreimal hat er dies Amt bekleidet. Er hängt daran. Denn es bringt reichen Segen. Man kann sich dabei sanieren: Einmal mit dem Geld, das einem die Gefangenen für mancherlei Vergünstigungen zustecken — sodann durch sparsame Verwaltung der vom Staat überwiesenen Verpflegungsgelder der gleichen Gefangenen.

Auf Tweed ist er nicht gut zu sprechen. Er hat ihm keinen Posten in seinem Ring gegeben. So ist John Kelly der rechte Mann, den verworrenen Laden Tammany Halls in Ordnung zu bringen. Man holt ihn eilends herbei — er weilt gerade in Palästina,

die biblischen Stätten zu besuchen. Denn er ist ein frommer Mann.

Der fromme Mann weiß, daß hier nur größte Zurückhaltung helfen kann. Er macht den Kaufmann Havemeyer, den Tweed einst gestürzt hat, wieder zum Bürgermeister, Tweeds Ankläger Tilden zum Gouverneur des Staates New York. In ihrem Schutz baut er sein System auf. Es ist ganz einfach und funktioniert herrlich: Andere für sich betrügen lassen!

Er vermietet die Hall. Wer etwas werden will, kann, sei er Demokrat, Republikaner oder gar nichts, gegen festen Tarif ihre Wahlstimmen kaufen. Er muß sich nur verpflichten, als Unterbeamte nur von der Hall Vorgeschlagene anzustellen oder zu ernennen. Diese wieder müssen bestimmte Anteile ihres Gehalts an Tammany Hall abführen. Und um den Ausfall auszugleichen, sind sie gezwungen, den Stadtsäckel anzuzapfen.

Ganz einfach, dieses neue System. Keiner kann Kelly oder der Hall nachsagen, sie mißbrauche eigene öffentliche Ämter, um sich zu bereichern. Diesmal stehlen die anderen. Nur die Hall wird reich dabei...

Es weht überhaupt ein scharfer Wind in der Organisation. Die Bezirksstellen werden durchgekämmt, wer sich als untüchtig erweist, fliegt. Noch immer ist die Vorbereitung der Wahlen die Aufgabe dieser Filialen. Die Finanzierung erfolgt durch die Zentrale, die stets am Montag vor dem Wahltag die notwendigen Gelder überweist. Den „Pfannkuchentag“ nennt

das willige und billige Stimmvolk diesen Montag, der stets gutes Essen beschert.

Daß die Filialen auch umgekehrt Geld an die Zentrale abführen müssen, gehört zum neuen System. Sie beschaffen es durch Umlagen, die den Besitzern von Saloons, Spielhöllen, Bordellen und sonstigen nicht ganz gesellschaftsfähigen Unternehmungen auferlegt werden. Sie zahlen gern, sichert solcher Eifer doch den besten Schutz.

So wird Tammany Hall wieder reich. Ihr Ansehen steigt, ihre Macht wächst, ihr Einfluß reicht weit.

Boß Kelly erhält den Beinamen „Honest John", der ehrliche John. Wenn er im schwarzen Überrock, den Zylinder auf das ländlich-struppige Haar gestülpt, am Begräbnis eines der immer zahlreicher werdenden jüdischen Mitglieder der Hall teilnimmt oder in gelassener Heiterkeit einem hebräischen Beschneidungsfest als Deputierter Sankt Tammanys beiwohnte, dann kann nichts das Bild dieses biederen anständigen Burschen trüben.

Kein Skandal erschüttert die sieben Jahre seiner Herrschaft. New York atmet auf. „Honest John" möge lange leben ...

Denn wer könnte behaupten, auch er sei ein Betrüger und Gauner wie William Tweed?

Im „Wigwam" der Tammany-Gesellschaft — sie bewohnt jetzt ein neues prachtvolles Palais, zu dessen Bronzetor breite Marmorstufen führen — aber entsinnt man sich mit fröhlichem Grinsen des schönen

Ausspruchs, den Woodward, ein kleiner Politiker der Hall, ihrem alten Boß William Tweed gewidmet hatte:

„Ob Tweed nun tot ist oder noch leben würde — ist ja gleich — — — New York wird immer beschwindelt werden ...“

VI. Kapitel

Ehrwürden Parkhurst entdeckt „Satans Zirkus“

Im Jahre 1873 wurde ein Mann namens Richard Croker, genannt „Dicky“, mit dem Amt des Leichenbeschauers von New York betraut. Der Posten trug 15 000 Dollar im Jahr. Nicht zu viel für Dicky Croker, denn der Mann brachte entsprechende Fachkenntnisse mit. Kurz zuvor hatte er an der Ecke der 32. Straße und der 2. Avenue einen republikanischen Politiker Christopher Pullmann zu Tode geprügelt.

Woraus zweierlei hervorgeht:

Daß er selber ein Politikus demokratischer Färbung, ein Tammany-Mann war, und daß er für den genannten einträglichen Posten der rechte Kandidat war.

Er wurde also Leichenbeschauer, gleichzeitig wurde ein inzwischen gegen ihn eingeleitetes Verfahren eingestellt.

Tammany Hall war wieder einmal auf dem Posten gewesen ...

Und zum erstenmal in der Geschichte New Yorks war ein Bandenchef, ein Anführer der Unterwelt, in ein öffentliches Amt der Stadt eingerückt. Bisher waren die Helden der Five Points und der Wasserfront nur indirekte Nutznießer der politischen Korruption gewesen — sie hatten verdient, geschoben und gestohlen, aber doch nur aus zweiter Hand. Die Ämter selbst waren ihnen bislang verschlossen gewesen.

Dicky Croker hatte den Schlüssel gefunden.

In den dreißig Jahren seines Daseins — er war am 24. November 1843 als Sohn eines ehrenwerten Schmiedes geboren worden, der drei Jahre später in New York als — — Tierarzt amtierte — hatte er noch nie irgendetwas vollbracht, das mit Arbeit auch nur entfernte Ähnlichkeit hatte. Trotzdem hatte er ganz gut gelebt und war auf der Leiter der kleinen Tammany-Pöstchen allmählich nach oben geklettert. Natürlich war er auch Mitglied der freiwilligen Feuerwehr gewesen.

Sein Eintritt in die Bezirke der besseren Politik war höchst originell gewesen.

Er war — nach einem sehr kurzen Gastspiel als Schreiber in einem Eisenbahnbüro — Anführer einer kleinen, aber äußerst schlagkräftigen Schar geworden, der „Vierten Avenue Tunnel-Bande". Sie hauste in dem Straßentunnel unter diesem Boulevard. Eines Sonntagsmorgens hatte er einem Berufsringer namens Dick Lynch sämtliche Zähne zertrümmert und in die Kehle gestoßen und ihm obendrein ein Ohr abge-

rissen. Darob hatte Jimmy Brien — wir kennen ihn als den Lieferanten des Beweismaterials gegen den Tweed-Ring — Gefallen an diesem vielversprechenden jungen Helden gefunden. Teils aus Freude am munteren Sport, teils weil er zufällig diesen Mister Lynch nicht leiden konnte. Er hatte ihn unter seine Fittiche genommen und ihn „was werden lassen".

Mit einem Gehalt als Helfer im Obersten Gericht fing es an. Doch 1200 Dollar jährlich sind für so ansprechende Talente ein schäbiger Preis. Also erhielt Jung-Richard noch einen Job dazu. Er wurde Berufs-Geschworener. Ein Beruf, von dem damals viele Menschen lebten. Man mußte nur mit dem Sheriff gut stehen, dann fehlte der eigene Name auf keiner Geschworenenliste jedes Gerichts. Und für den Verdienstausfall, den man durch die Teilnahme an den Sitzungen des Schwurgerichts hatte, wurde man natürlich entschädigt.

Nächste Stufe: Alderman. Das war einmal ein recht wichtiges Amt gewesen, mit dem die polizeiliche Oberaufsicht über einen „ward", einen Stimmbezirk innerhalb des Stadtgebietes, verknüpft war. Jetzt war es schon seit langem ein rein politischer Posten, eine Gelegenheit mehr, zu plündern und das Volk zu schröpfen.

Ein aufmerksamer Beobachter hat einen dieser zahlreichen Aldermen, diesen kleinen, höchst überflüssigen Blutsauger, wunderhübsch geschildert:

„Zieht aber im Herbst die politische Maskerade als notwendiges Anhängsel jeder Wahlbewegung

wieder durch die Straßen, so wird der Alderman wieder eine wichtige Persönlichkeit, wie zu der schönen Zeit, als er noch in Tweeds Gefolge sich für das Gemeinwohl opfern konnte. Freilich „lief“ er in den letzten Jahren nicht mehr für sein Amt wie damals, aber er kommandiert im Bezirk immer noch eine Korporalschaft von Stimmgebern, die er vor jeder Wahl als „Campagne-Club“ organisiert und an den meistbietenden Kandidaten zu verhandeln mit allen Künsten der Beredtsamkeit redlich bemüht ist.“

So tat auch Richard Croker, der, als der Tweed-Ring wie eine Seifenblase an der Sonne zerplatzte, bereits seine Stellung auf der anderen Seite bezogen hatte: Bezirksrichter und endlich Leichenbeschauer sind der Lohn seiner einflußreichen Freunde.

Mit Jimmy Brien hat er sich allerdings gezankt. Wie man sich eben als gute Freunde einmal zankt. „Son of a bitch“ — Sohn einer Hündin — hat einer den anderen beschimpft, worauf dieser andere die Vermutung äußerte, die Frau Mutter des Herrn Gegners sei wahrscheinlich im Schweinestall niedergekommen. Und dann war ein Schuß gefallen, der aber weder Brien noch Croker traf, sondern einen völlig unbeteiligten Kutscher McKenna.

Richard Croker wurde unter Anklage gestellt. In den „Tombs“, dem alten New Yorker Gefängnis, machte er wertvolle Bekanntschaften. Da saßen John Scannell, der einen Mann vorsätzlich erschossen hatte, und Edward Stokes hat James Fisk umgebracht, jenen Mann also, der dem alten Vanderbilt

die Erie-Bahn abgejagt hatte. Zwei Mörder. Doch ehrenwerte Leute. Hätte sich Tammany Hall sonst für sie eingesetzt? Scannell mußte auf ein Jahr ein Irrenhaus beziehen, kam dann frei und wurde Crokers treuester Wahlhelfer — Stokes verlebte sieben Jahre in Sing-Sing, wurde dann Eigentümer eines Hotels „Hoffman House“, das Croker in jeder Wahlsaison zum Hauptquartier der Hall erhob.

Und Richard Croker selbst mußte vor einem Gericht erscheinen, dessen Geschworenenbank mit sechs Demokraten und sechs Republikanern besetzt war, die sich natürlich in der Schuldfrage nicht einig werden konnten. Bei Stimmengleichheit wurde der Angeklagte entlassen, das Verfahren eingestellt und den Angehörigen des erschossenen Kutschers bedeutet, sie sollten ihre Trauer nicht so äußern, daß unbescholtene ehrliche Männer dadurch beleidigt würden.

Womit wiederum Herr Richard Croker gemeint war, dem nun alle Ämter offen standen, die Tammany Hall zu vergeben hatte. Als der „ehrliche John Kelly“, der ihn noch schnell zum Kommissar für das Feuerlöschwesen der Stadt gemacht hatte, starb, da nahm Croker seinen verwaisten Platz am Tische des Boß der Hall ein ...

★

Für alte Freunde soll man sorgen. Ein alter Freund Richard Crokers ist Abraham S. Hewitt, der ihm da-

mals in seinem Streit mit Jimmy Brien zur Seite gestanden hat. Nun sorgt Dicky dafür, daß Abraham Bürgermeister von New York wird.

Das hätte er nicht tun sollen. Denn das neue Oberhaupt New Yorks entpuppte sich als ein treuloser, abtrünniger Bursche, der auf alle bewährten, tausendfach erprobten Spielregeln pfeift. Um so treuloser, als er allein durch die Tammany-Stimmen vor seinem Konkurrenten, dem republikanischen Kandidaten Theodor Roosevelt — es ist der spätere Präsident und Verwandter des derzeit amtierenden Präsidenten Franklin Roosevelt — durchs Ziel gejagt wird.

Denn dieser Abraham Hewitt entwickelt eine geradezu verblüffende, fast schon unanständige Ehrlichkeit!

Kampf der Korruption und der Verderbtheit auf allen Gebieten — hat man solche Parolen je gehört?

Und das sind nicht nur Redensarten! Die Schließung einiger der übelsten Lokale zeigt den Ernst der Lage. Das „Haymarket", das „Black and Tan", Harry Hills berüchtigtes Etablissement müssen daran glauben. Die „französische Madame" ist ruiniert. Zahlreiche Spielsäle veröden. Die Börsen der Kuppler, auf denen die Mädchen wie das Vieh im Schlachthof verhökert werden, brechen zusammen. Die Banden der Berufsverbrecher werden von Panik ergriffen.

Denn Bürgermeister Hewitt hat ihnen den Kampf bis zur Vernichtung angesagt!

Nun, jeder Fehler kann gutgemacht werden. Als des Abtrünnigen Amtszeit nach vier Jahren abgelaufen ist, sorgt die Hall dafür, daß er mit Pauken und Trompeten in der Neuwahl unterliegt. Hugh J. Grant wird Bürgermeister, ein rassereiner, einwandfreier Sohn des Heiligen Tammany. Einer, der noch weiß, daß man sich für jede Wohltat bedanken muß.

Er macht Dick Croker zum Stadtkämmerer. Gehalt: 25 000 Dollar im Jahr, rund hunderttausend Mark.

Außerdem übernimmt er gern die Patenschaft der kleinen Flossie, Richards jüngster Tochter. An jedem Geburtstag drückt er ihr ein rundes Bündel von Tausenddollarscheinen in die Patschhand. Ein rührend besorgter Onkel. Wie er das Kind verwöhnt! Und so diskret. Nie fragt er, was Papa und Mama mit dem vielen Geld machen ...

Ein reicher Mann ist Croker inzwischen geworden. Noch 1886 war er verhältnismäßig arm geweseen. Aber schon 1893 besitzt er eine Farm, ein Gestüt im Wert einer Viertelmillion, dazu ein Haus in der 5. Avenue, Wert 80 000 Dollar, sein Jahresumsatz auf Rennplätzen beträgt nachweisbar rund 120 000 Dollar, seine Jockeys beziehen Ministergehälter. Wenn er seine Freunde in Kalifornien besucht, fährt er mit großem Gefolge im eigenen Salonwagen.

Der beste dieser Freunde ist Thomas C. Platt. Daß er Republikaner ist, ist unerheblich und kein Hindernis. Viel wichtiger ist, daß er seine guten Verbindungen zu den großen Wirtschaftsmillionären, den

Bankiers, den Königen der Eisenbahn, der Gasgesellschaften, des Öls, der Kohle und des Eisens in den Dienst der gemeinsamen Sache stellt. Gemeinsam sorgen der Demokrat Croker und der Republikaner Platt für die wirkungsvolle Vertretung der Wünsche dieser Mächtigen bei allen gesetzgeberischen Maßnahmen. Gemeinsam werden sie dabei reich.

Und da zur gleichen Zeit alle vom dreimal verdammten Bürgermeister Hewitt geschlossenen Lokalitäten ihre Pforten wieder öffnen, die ältesten Stätten des vergnügten Lasters in neuem Glanz strahlen und neue Scharen loser Mädchen, Madamen, Strolche, Falschspieler, Einbrecher, Mörder und sonstiges Unterwelt-Gelichter in New York einziehen, da man überdies von all diesen Existenzen und ihren anrüchigen Berufen nach alter Tammany-Sitte Tribute erheben kann, werden sie noch reicher.

Denn da ist keiner, der ihnen wehren wollte, reich zu werden auf ihre Art.

★

Doch — einer versuchte es. Aber das ist mehr eine tragikomische Geschichte denn ein Heldenlied von verzweifeltem Manneskampf.

Sie beginnt mit einem Bibelspruch.

Wie ja überhaupt dies verderbte, im wahrsten Sinne gottlose New York Tammany Halls seine Taten und Untaten immer gern mit frommen Sprüchen begleitet.

So beginnt diese Geschichte:

An einem Sonntagmorgen des Jahres 1892 — genau gesprochen: am 14. Februar — legt Reverend Dr. Charles Parkhurst seiner Predigt in der feudalen Madison Square Kirche das Wort der Bergpredigt zugrunde:

„Ihr seid das Salz der Erde. Wo nun aber das Salz dumm wird ...“

Und schließt daran eine moraltriefende Betrachtung über die entsetzliche Unmoral, die sich allenthalben zeige und an der allein eine Gesellschaft schuld trage, die sich, höchst unchristlich, nach einem verdammten alten heidnischen Indianer nenne ...

Worauf in der nächsten Ausgabe der „Tammany-Times“ Bürgermeister Grant persönlich das Wort ergreift und den kriegerischen Kirchenmann auffordert, gefälligst Beweise für seine sonderbaren Verdächtigungen zu erbringen. Das aber sofort und mit größter Eile.

Ehrwürden wiederum erklärt am folgenden Sonntag seiner schon sichtlich vergrößerten Gemeinde, er sei gesonnen, die Herausforderung der Hall anzunehmen. Die Beweise werde er schon erbringen. Dazu aber sei es nötig, am nächsten Sonntag die Predigt ausfallen zu lassen, denn dann werde er sich, durch Gebet und Andacht gestärkt, in die Höhle des Satans begeben.

Also geschieht es. Da aber Ehrwürden Parkhurst das dunkle Gefühl hat, außer Gebet und Andacht sei

auch irdische Hilfe für diesen Vorstoß in die Bezirke des Höllenfürsten vonnöten, engagiert er einen gewiegten Detektiv, Charles W. Gardner, der ihn begleiten soll. Er führt auch die Kasse. Denn es kann immerhin peinlich wirken, wenn der geistliche Herr die Börse zieht, falls vor oder nach einer der zu erwartenden Vorstellungen einer mit dem Sammelteller die Kollekte erbittet.

Und nachdem Detektiv Gardner mit allerlei Verkleidungskunststücken den Prediger — wie er meint — unkenntlich gemacht hat, beginnt die sensationelle Entdeckungsreise in die Unterwelt.

Sie haben nicht weit zu gehen. Gleich nebenan, um die Ecke, liegt in der Cherry-Street Tom Summers Saloon. Seine Schwingtür steht auch am frühen Vormittag nicht still. Kinder stoßen sie an. Kinder zwischen sechs und zehn Jahren, die an Tom Summers Bar erscheinen, um teilnahmslos und unkindlich uninteressiert ein Glas Schnaps für ihre Väter und Mütter zu erstehen. So, wie ein anderer ihres Alters für drei Cents Kandiszucker zum Naschen einkauft.

Pastor Parkhurst ist ein Mann, der gründliche Methoden liebt. Er läßt sich also von einem vielleicht siebenjährigen Mädchen zur elterlichen Wohnung führen. Im Hause Nr. 342 der Waterstreet ist das Kind „zu Hause". Ehrwürden kommt aber nicht dazu, seine Forschungen über den weiteren Ablauf dieses Schnapshandels fortzusetzen. Schon im halbdunklen Hausflur dieses recht baufälligen Gebäudes versuchen zwei dicke Damen älteren Jahrgangs ihn, ehe er sich

dessen versieht, mit Beschlag zu belegen, wobei sie ihm den Himmel auf Erden versprechen. Da er aber diesmal auszog, die Hölle und nicht den Himmel zu finden, entflieht er diesem Paradies, vom treuen Detektiv begleitet, der die keifenden Bewohner dieser irdisch-himmlischen Stätte durch Zahlung einiger Dollars zu besänftigen sucht.

Sie ziehen weiter. Gardner kennt das Quartier. In Park Row weiß er ein „Hotel", in dem man für fünf Cents nächtigen kann. Es wird, verspricht er, auch vormittags noch stark belegt sein.

Sie finden unter einer elenden Mietskaserne einen riesigen Kellerraum. Das Hotel. Am Eingang ein Tisch, hinter dem ein schielender Alter Fünfcentstücke kassiert. In einem stockdunklen, von Nässe triefenden Nebenraum müssen die Oberkleider abgegeben werden. Da alle diese Gestalten, denen nichts mehr blieb als der letzte Nickel für diese Nacht, wohl Lumpen als Oberkleider besitzen, aber nichts, was man als Unterkleider oder Wäsche bezeichnen könnte, liegen sie in dem großen Schlafraum nackt auf den blanken Steinen des Bodens. Männer, Frauen, Kinder. Verstaubte, schirmlose Lampen zerren mitleidlos das Elend dieses „Hotels" an das Licht.

Ein ergiebiger Tag. Detektiv Gardner weiß Dinge zu bieten, von denen Reverend Parkhurst beim besten Willen nicht hätte träumen können, weil er einfach bisher nicht wußte, daß es sie überhaupt gibt.

Sie besuchen Opiumhöhlen. In Kabaretts werden sie von Scharen kaum bekleideter Mädchen umringt.

Es ist erst Mittag, aber schon Hochbetrieb. Sie durchstreifen die trostlosen Elendsviertel in den unteren Teilen der Stadt. Korrupte Beamte haben im Verein mit Häuserspekulanten in diesen schon übervölkerten Bezirken riesige Bauten aufgeführt, die den noch immer unvermindert anbrandenden Strom der Einwanderer aufgenommen haben. Häuser, deren Erdgeschoß schon Risse zeigt, ehe das Dach gedeckt ist. In der „Modergasse“ und im „Lumpenwinkel“ treffen sie Banden jugendlicher Verbrecher, die, höchstens vierzehn, fünfzehn Jahre alt, sich den berühmten alten Unterweltsvereinen angeschlossen haben. Sie haben ihre eigenen Kneipen, die ausschließlich von ihnen besucht werden, ihre eigenen — kaum kann es gesagt werden, obwohl es wahr und erwiesen ist — ihre eigenen Freudenhäuser ...

Sie werden von kleinen Mädchen angesprochen, die ihnen Karten mit den Adressen von Straßendirnen zustecken. In Bordelle blicken sie, die vierstöckige Häuser ausfüllen. Sie sehen das grauenhafte, verrufenste, zugleich unglücklichste Laster. New Yorks dunkelste Schattenseiten öffnen sich vor ihnen.

Und sie haben vieles gesehen, was einen engen Bund zwischen Laster, Verbrechen und Politik vermuten läßt ...

Drei Wochen später hält Reverend Parkhurst seine nächste Predigt. Nicht alles, was er sah, berichtet er. Vieles muß er verschweigen. Als er geendet hat und totenbleich die Kanzel verläßt, liegt Stille über der entsetzten Gemeinde.

Am nächsten Tag hat New York seinen Skandal. Diesmal bricht er mit so elementarer Wucht los, daß von Staats wegen ein Untersuchungsausschuß eingesetzt werden muß. Groß ist das Ergebnis seiner Feststellungen nicht. Tammany Hall geht unerschüttert aus der Schlacht hervor. Dennoch sind einige Rede- und Antwortspiele, wie sie sich vor den Schranken der Richter entwickelten, der Überlieferung wert gewesen.

Da wird ein Polizist vernommen.

„Sagen Sie uns", fordert der Richter ihn auf, „welche Art von Vorgesetzten Sie besonders schätzen?"

„Uns liegt ein netter, ehrenwerter Gentleman, der nicht weiß, daß er auf der Welt ist ..."

Ein anderer soll sagen, was er über die Käuflichkeit der Polizei weiß. Ungeniert packt er aus:

„Der Posten eines einfachen Patrolmannes kostet 300 Dollars ... die Preise steigern sich bis zu 15000 Dollars für einen Polizeikapitän in einem ergiebigen Distrikt ..."

„Was verstehen Sie unter einem ergiebigen Distrikt?"

„Einen Bezirk, in dem viele Prostituierte wohnen, Spielsäle sind, Saloons und ähnliche Unternehmen."

„Von diesen lassen Sie sich also Bestechungsgelder zahlen?"

„Wieso sind das Bestechungsgelder? Wenn man soviel Geld für seinen Posten anlegt, muß man doch zusehen, daß man wieder zu diesem Gelde kommt."

„An wen werden die Anstellungsgelder gezahlt?"

„Immer an den Vorgesetzten, der einen anstellt. Er behält einen Teil und gibt das andere weiter".

„An wen?"

„Das ist Geschäftsgeheimnis ..."

Ein Straßenmädchen wird vernommen. Sie erzählt:

„Ich bin noch nicht sechzehn Jahre alt und war in den letzten vier Monaten in verschiedenen Häusern. Ich suchte Arbeit. Da ich in den Zeitungen keine Stelle fand, ging ich in ein Haus, wo eine Kellnerin gesucht wurde. Es war First Street Nr. 32. Ich fand auch dort eine Stellung, aber nicht als Kellnerin. Ich blieb trotzdem, weil ich nicht in das Elend zurückwollte ... Ich lernte auch andere Mädchen kennen, die frei lebten, aber regelmäßig an Polizisten Geld zahlen mußten. Die verkehrten meistens in McGurks Saloon. Oft brachten die Polizisten selber Kundschaft zu den Mädchen. In unser Haus kam regelmäßig ein Polizeioffizier, der aber nichts zu zahlen brauchte ..."

Und so erfuhr der Untersuchungsausschuß noch manche interessante Einzelheit aus jenen Bezirken menschlichen Zusammenlebens, da Verbrechen und Gesetz sich zu mischen scheinen.

Da kam es ans Licht, daß es ein selbstverständliches Geschäft war, alle Leichen aus den Armenhäusern, den Spitalen der Asyle, aus den Leichenschauhäusern ohne Sarg zu begraben, den man zwar in Rechnung stellte, dann aber zu liefern vergaß — —

Da erfuhr man, daß mancher Polizeikapitän seinen wenig ertragreichen Bezirk „ergiebiger" machte durch die Einrichtung neuer Freudenhäuser — — —

Da hörte man, daß „Silver-Dollar-Smith" — mit richtigem Namen Charles Goldschmidt und Tammany-Führer der New Yorker Ostseite — schlechtgehenden Liebestempeln gegen entsprechende Beteiligung zahlungskräftige Kundschaft zuführte. Er war ein angesehener Sohn Sankt Tammanys, und als er bald danach starb, sprach Rabbi Gabriel Hirsch seinem Rassegenossen diesen Nachruf:

„Er brach niemals ein Versprechen und hatte ein großes und edelmütiges Herz."

Und da vernahm man endlich, daß zahlreiche Spielklubs — die ertragreichsten natürlich — einem Syndikat gehörten, dessen Partner der Bezirksführer von Tammany Hall „Big Tim" Sullivan, Staatssenator Frank Farrell und William S. Devery, Chef der New Yorker Polizei, waren!

Sie zogen daraus im Jahr durchschnittlich drei Millionen Dollars!

★

Mit diesem wackeren Polizeichef müssen wir uns noch einmal näher befassen. Denn nun verlassen wir das Reich des Lasters und der roten Laternen, um uns wieder der Politik zuzuwenden ...

Als des abtrünnigen Bürgermeisters Hewitt Versuche, den Augiasstall auszumisten, mit seinem Sturz gescheitert waren, da hatten zwei übelbekannte Männer die höchsten Sprossen der New Yorker Polizeikarriere erklommen.

Alexander S. Williams war Polizeiinspektor des „Tenderloins“ geworden, der Gegend um die 6. Avenue, Zentrum des Lasters und des Verbrechens. Von ihm ist nicht viel mehr zu sagen, als daß er sich schon nach zwei Jahren angestrengten Dienstes eine Luxusfarm in Connecticut kaufen konnte, deren Eintragung ins Grundbuch allein 39 000 Dollar an Gebühren kostete. Daneben besaß er eine Privatjacht, einen Stadtpalast, andere Grundstücke, Bankkonten und eine Whiskyfabrik, deren Erzeugnisse sämtliche in seinem Bezirk ansässigen Kneipwirte führen mußten. Er wurde zwar einmal angeklagt, aber freigesprochen, worauf er sich — da er genug verdient hatte — ins Privatleben zurückzog ...

Anders William S. Devery. Einmal hatten sie auch ihn wegen Erpressung angeklagt. Zwei Jahre vergingen, ehe die Verhandlung begann. Dann wurde er freigesprochen. Der Oberste Gerichtshof setzte ihn in sein Amt — damals war er noch Polizeihauptmann — wieder ein. Neue Anklage, neuer Freispruch ...

Der rechte Mann für Tammany: Er wird, da er im „Wigwam“ hohes Ansehen genießt, Inspektor, danach Polizeichef von New York. Der beste, den die Stadt je besessen, wie Robert van Wyck, ein späterer Bürgermeister von Tammanys Gnaden, ihn nannte. Bis zum Jahre 1901 blieb er im Amt.

In diesen Jahren seiner Herrschaft waren die Banden der Unterwelt — die es noch immer in alter Stärke gab — kultivierter geworden. Die „Toten

Kaninchen" trugen nicht mehr bunte Kopftücher und ledergepolsterte Zylinderhüte, Stulpenstiefel und Röhrenhosen. Sie gingen in Frack oder Smoking zur Arbeit, waren gut rasiert und hatten ein Abonnement im Maniküresalon. Sie hatten sich äußerlich dem Gangster unserer Tage genähert. Zwar führten sie noch immer Krieg untereinander, aber ihre blutigen Schlachten fanden schon recht häufig in Tanzsälen statt, so daß der Damenflor schleunigst unter den Tischen Zuflucht nehmen mußte, wenn die Kavaliere sich gegenseitig umzubringen suchten. Wurden die Verluste einmal allzu stark, so daß die Kampfkraft einer Bande gefährdet schien, dann erschien nach ein paar Tagen ein Lokalpolitiker, lud die Anführer zur Aussprache, gab die Wünsche seiner Organisationen bekannt und veranstaltete zum Abschluß seiner Bemühungen einen rauschenden Versöhnungsball. Mit Sekt und Damen in seidenen Abendtoiletten ...

In dieser Zeit tauchen in den Banden der Unterwelt New Yorks die ersten Juden als aktive Mitglieder auf. Geschoben, bestochen, betrogen und gestohlen hatte das Volk Israel schon immer, so lange es seinen Feldzug zur Eroberung der Neuen Welt führte. Aber seine Position war bislang mehr in der Direktion der Verbrechertrusts gewesen, selten in der Front, wo mitunter auch scharf geschossen wurde. Nun aber erscheinen bei den „Goldgräbern", den „Eastmännern" und ähnlichen Vereinen die ersten Krummnasen. Jack Zelig, ein Taschendieb, der, wenn er erwischt wird, so kummervoll weinen kann, daß der Bestohlene den

reuigen Sünder laufen läßt — Harry Horrowitz, auch „Gyp, der Schneidige“ genannt, Rausschmeißer oder „Gorilla“ in den Tanzböden des Ostens, sonst Messerheld und (eine neue Spielart) Bombenwerfer — sodann Louis Rosenberg, Taschendieb und leidlich anstelliger Pistolenschütze — Frank Cirofici, ein Berufsmörder, der jede „Arbeit“ entrüstet ablehnt, bei der ihm nicht der Anblick fließenden Blutes garantiert werden kann ...

Und Polizeichef Devery hat diesem Verbrechergesindel nichts anderes entgegenzusetzen als den berüchtigten Erlaß Nr. 7, der den Polizisten den Gebrauch des Gummiknüppels außer im Fall höchster Lebensgefahr verbietet, jedem „Bürger“ aber das Recht gibt, sich über Polizeibeamte wegen angeblicher Mißhandlung zu beschweren.

★

Wieder einmal ist der Gestank, der von diesem Sumpf aufsteigt, unerträglich geworden. Richard Crokers Herrschaft über Tammany Hall und New York hat die Korruption demokratisiert, das heißt, sie hat alle Behörden und alle Kreise der Bevölkerung ergriffen. Während Boß Tweed nach Möglichkeit nur seinen Ring am klingenden Gewinn der Politik teilnehmen ließ, heißt Crokers System: Dezentralisation. Korruption auf breitester Basis. So geschieht es, daß Tammany Hall im Jahre 1894 keinen Mann findet, der sich als ihr Kandidat um den frei

werdenden Posten des Bürgermeisters bewerben könnte.

Denn alle, wirklich restlos alle Geeigneten sind durch die Korruptionsskandale der letzten Jahre so erbärmlich kompromittiert, daß man sie der erbitterten Bevölkerung nicht anbieten kann.

In dieser bedrohlichen Lage erklärt Richard Croker, er wolle sich aus der Politik zurückziehen und die Führung der Hall niederlegen!

Verzweiflung ergreift den Wigwam. Zwar ist der Boß ein feiner, ein sehr feiner Mann geworden, der selten in Amerika lebt, sondern einen feudalen Landsitz in Berkshire in England bewohnt, aber er war doch der einzige, der die auseinanderfließenden Interessen Tammanys zusammenhielt. Schon oft hat sich seine Abwesenheit als schädlich erwiesen. Stimmen und Gelände, Einfluß und Machtbereich gingen an die Republikaner verloren. Und Thomas C. Platt, Crokers heimlicher Freund aus dem feindlichen Lager, hat sich in der letzten Zeit stark in den Vordergrund geschoben. Er protegiert einen neuen Mann: Theodor Roosevelt heißt er; vor Jahren schon hat er vergeblich gegen Bürgermeister Hewitt kandidiert, dann ist er vorübergehend aus der Politik verschwunden. Jetzt ist er auf dem Kriegsschauplatz erschienen, mit blitzenden Zähnen, mit buschigem Schnurrbart und Mordbegier im Herzen. Aufräumen will er, auskehren! Als Ausgangsstellung bezieht er den Posten eines Polizeikommissars. Mit Feuereifer wirft er sich in den Sumpf. Mit lahmen Gliedern kehrt er ans

Ufer zurück. Schöne Reden hat er gehalten, gegen Tammanys Tatsachen war er machtlos.

Aber sein Auftreten genügt, den Wigwam in Aufruhr zu bringen. Man kabelt an Groker. Nur einer kann helfen: Der Herzog. So nennen sie ihn, seitdem er vornehm geworden ist und mit dem Prince of Wales, dem späteren König Eduard VII. von England, Sportkameradschaft hält.

Er kommt. Der Retter naht. Wie Napoleon nach der Flucht von Elba zielt er in den Mittelpunkt des Geschehens. Nein — selbst kandidieren will er nicht. Wenn dies letzte Geschäft geordnet ist, zieht er sich wieder nach England zurück. Zuvor aber will er der Stadt den neuen Bürgermeister geben ...

Sagt er und zieht aus der Versenkung den Mann, den kaum einer kennt: den unbedeutenden Richter Robert A. van Wyck.

Das Exekutiv-Komitee der Hall kreischt auf vor Wut. Wie — keinen der alten Streiter hat er erwählt? Diesen Neuling? Diesen Unbekannten sollen sie wählen lassen ...

Croker bleibt gelassen. Er weiß, was er tut. Gewiß, van Wyck ist herzlich unbedeutend. Aber er hat eine Eigenschaft, die ihn jetzt, in dieser Lage, bedeutend erscheinen läßt: Er ist dem Herzog blind ergeben und bereit, jeder seiner gekabelten Anweisungen zu folgen.

Den Mann braucht er.

Er bringt ihn durch. Mit 85 000 Stimmen Mehrheit. Gewaltige Paraden ziehen in der Nacht nach

dem Wahltag durch die Straßen. Sie singen ein neues Lied:

„Well — well,
Reform has gone
To Hell!"

Womit sie das mit vielen großen Worten angekündigte Säuberungsprogramm des wieder durchgefallenen Kandidaten Roosevelt meinen, das nun glücklich und wohl für immer zur Hölle gegangen sei ...

Es wird eine Nacht des großen Rummels. Die Taschendiebe freuen sich, die Kneipwirte rüsten zum gewaltigen Fest. Die Dienerinnen der Liebe haben die letzten Hilfstruppen aufgeboten. Wer ein Musikinstrument sein eigen nennt — Trillerpfeife, Banjo oder Geige — schleppt es zum brausenden, wenn auch unharmonischen Konzert trunkener Menschenmassen auf die Straße.

Tammany Halls Wahlausschuß feiert in einem vornehmen Lokal. Aber während zu Tweeds Zeiten bei solchen Anlässen der Sekt in Strömen floß, trinkt das schwächere Geschlecht der Jahrhundertwende Selters und Apollinaris. Man muß an die Gesundheit denken.

Dankerfüllten Herzens geleitet man ein paar Wochen später den Herzog, der dies Wunder vollbrachte, auf den Cunard-Dampfer, der ihn nach England bringen soll. Die gesamte Stadtverwaltung steht am Pier. Der Polizeikreuzer „Patrol" feuert dem Entschwindenden 21 Schuß Salut.

Die nächste Wahl leitet er von England aus. Im Jahre 1898 wählt New York einen neuen Gouverneur. Kandidat der Republikaner ist der unverwüstliche Teddy Roosevelt. Seine Popularität ist gewachsen. Mit frischen Lorbeeren ist er aus dem spanisch-amerikanischen Krieg um den Besitz Kubas heimgekehrt. Ein Regiment Rauhreiter, wilde, verwegene Kerle hat er dort geführt, die Zahnbürste als Symbol überlegener Zivilisation am Hutband. Er gewinnt das Rennen gegen Bürgermeister van Wycks Bruder Augustus.

New York hat einen republikanischen Gouverneur.

Das treibt den Herzog zum zweitenmal über den Teich, den Wigwam zum Siege zu führen. Mit allen Mitteln sucht er die Stimmenzahl der Hall zu erhöhen. Neue Einwanderer erhalten Patengaben für jedes Kind, Neuvermählten sendet die Hall Geschenke, Brautleute werden ausgesteuert. Geld spielt keine Rolle. Man sitzt ja immer noch an der Quelle.

Die Gegner haben sich einen neuen Bundesgenossen gesichert: Das sich immer rascher ausbreitende Judentum. Es siegt. Und Tammany Hall schließt auf der Stelle Frieden, öffnet ihm Tür und Tor.

Vergebens warnt Croker vor den Männern, die mit „der gleichen Nonchalance koscheres Fleisch und Cornedbeef essen, denen es gleich ist, ob sie in der Kirche den Hut vom Kopf nehmen oder ihn in der Synagoge über beide Ohren ziehen ..."

Die Hall verjudet zusehends, und der Herzog verzichtet auf Amt und Würden, zieht sich wieder nach England zurück, züchtet edle Pferde und freit mit 73 Jahren ein blutjunges Weib, die Enkelin eines Indianers vom Stamme der Cherokesen. Als er im Jahre 1922 stirbt, hinterläßt er ihr sein Vermögen von rund zwanzig Millionen Mark. Seine Kinder aus erster Ehe gehen völlig leer aus.

Sie spendiert ihm als Gegengabe einen Veilchenstrauß, den sie mit der Karte „To Daddy" — zu deutsch „Dem alten Herrn" — auf seinen Sarg legen läßt ...

VII. Kapitel

Einem Tenor vergeht das Singen

Kein Mensch wußte, warum und zu welchem Zweck Lewis Nixon, derzeitiger Boß von Tammany Hall, sämtliche Distriktsleiter der Organisation plötzlich zusammengetrommelt hatte. Jeder einzelne hatte am Vortage ein Telegramm erhalten, er möge sich am 14. Mai 1902, nachmittags 4 Uhr, im Sitzungssaal des Wigwams einfinden.

Die Versammlung begann. Charles Francis Murphy, Bezirksleiter im „Gas House District", hob zu einer blumenreichen Ansprache aus, die Boß Nixons Tüchtigkeit und den Segen seiner unermüdlichen Arbeit über den grünen Klee loben sollte.

Er kam nicht weit.

Lewis Nixon sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm an die Wand polterte und fiel dem empört dreinblickenden Murphy in ein wunderschönes Satzgebilde, das dem verdienten Boß das Vertrauen aller Helfer versichern sollte.

„Ich wünsche keine Vertrauenserklärung", schrie der aufgebrachte Nixon, „ich möchte euch nur sagen,

daß ich mein Amt als Boß und auch den Vorsitz des Finanzkomitees niederlege!"

Seine Stimme zitterte in Erregung, sein Gesicht schimmerte noch röter als gewöhnlich.

„Es gibt hier ein geheimes Sudelküchenkabinett, an dessen Spitze Andrew Freedman steht, der in unserer Organisation Sonderziele verfolgt. Gebt euch keine Mühe, ich werde das Amt unter keinen Umständen wieder übernehmen ..."

Dabei blieb es. Andrew Freedman beteuerte zwar mit Mund und beiden Händen, er denke gar nicht daran, seinen lieben Freund Nixon... und er bedauere dessen voreiligen Entschluß zutiefst, aber jeder wußte, daß Nixon nach diesem plötzlichen Vorstoß gegen die Macht einer jüdischen Clique auf jeden Fall den Hals gebrochen hatte.

Und darum verschwand Lewis Nixon in der Versenkung. Die Leitung der Hall übernahm ein Dreierausschuß — auf einen neuen Boß konnte man sich noch nicht einigen, da der Bewerber zu viele waren. Aber es war klar, daß dies Dreigestirn nur auf kurze Zeit herrschen konnte. Die Zeit schrie nach dem neuen starken Mann. Denn wieder einmal drohte Tammany Hall im Widerstreit der Privatinteressen auseinanderzufallen. Einzelne Bezirksführer gingen ganz offen ihre eigenen Wege:

In der Bowery-Gegend führte „Big Tim" Sullivan das Regiment. Ein gemütlicher Bursche, der lebte und leben ließ. Er sprach einen herrlichen Slang, der sonst nur noch an den Docks zu finden war und

der das Capitol in Washington erzittern ließ, als „Big Tim“ Senator dieser ehrenwerten Versammlung war. Er erwartete dort zwar keine politischen Erfolge, gewann aber doch die Poker-Meisterschaft von Washington. Überhaupt Pokern: Wenn seine Genossen über politische Fragen in Streit gerieten, mahnte er gern: „Pokert lieber, da wißt ihr, warum ihr euch streitet!“

Leider erkrankte dieses Vorbild eines Politikers im Jahre 1912 an Gehirnerweichung. Da er inzwischen drei Millionen „gemacht“ hatte, konnte er sich die besten Heilanstalten leisten. Oft brach er aus. Dann tauchte er in den Stätten seines früheren Wirkens auf, mit Jubel und Lärm begrüßt, von allen — da er ja entmündigt war und kein Taschengeld erhielt — freigehalten und traktiert. Eines Morgens aber wurde auf den Geleisen der Hartford-Eisenbahn eine Leiche gefunden, die vierzehn Tage unerkannt im Schauhaus lag. Erst dann wurde sie von einem Polizisten als „Big Tim“ identifiziert. Ganz New York war auf den Beinen, als er begraben wurde. Neun Priester sprachen Gebete an seinem Sarge. Am Abend war ganz New York besoffen ...

Ein anderer, der aus der Reihe tanzte, war Bill Devery, der vom Posten des Polizeichefs auf den eines stellvertretenden Kommissars heruntergerutscht war, dafür aber auf der New Yorker Westseite Parteipolitik eigener Färbung betrieb. Ja, er begann ganz öffentlich, alle bewährten Tammany-Größen anzuschwärzen und lächerlich zu machen. Mit allen

Mitteln suchte er die Macht zu gewinnen — ja, er schreckte nicht einmal davor zurück, eigenes Geld in das Geschäft zu stecken, was vor ihm noch keiner getan hatte! An einem schönen Julitag des Jahres 1902 mietete er neun Dampfer und machte mit den Frauen und Kindern seiner Wähler einen Ausflug den Hudson hinauf. Eiskreme floß in Strömen. Unterwegs wurde Kaffee getrunken, und eine Operntruppe unterhielt die Gäste.

Das ließ der Hall keine Ruhe. Auch sie veranstaltete nun Dampferfahrten mit freien Getränken an der Schiffsbar. Ein reiches Programm rollte vor den bald betrunkenen Teilnehmern ab:

Roulette-Tische waren aufgestellt, in besonderen Räumen wurde gepokert. Wenn Murphy oder „Silver-Dollar-Smith“ oder irgendein anderer der Halbgötter Tammanys guter Laune waren, dann durfte man ihnen im Faro oder am Roulette ein paar Dollar abnehmen. An ganz hohen Festtagen aber gaben sie die alte Kunst zum besten, die sie fast alle einmal in ihrer Jugend gelernt hatten: sie produzierten sich in Boxkämpfen, denen oft sechs- oder siebentausend Zuschauer begeistert beiwohnten. Am Abend zog die ganze Schar mit Papierlaternen durch den Stimmbezirk, die Musik spielte die schönen alten Tammany-Lieder, und alles sang aus frohem Herzen mit.

Mit Dampferfahrt aber, Freibier und Kaffeeschlacht war der Krieg nicht mehr zu gewinnen. Ein neuer Boß mußte her. Ein starker Mann.

Er war schon da. Das Dreigespann, das die Geschichte der Hall lenkte, stellte ihn: Ganz allmählich und unmerkbar spielte sich Charles Francis Murphy in den Vordergrund. Eines Tages war er Boß, ohne daß einer ihn gewählt hatte.

Er stammte aus New York, war Mitte der vierziger Jahre. Sein Entwicklungsgang fällt nicht aus dem Rahmen: Rowdy, Bandenführer, Kneipwirt, Saloon-Besitzer und zugleich Lokalpolitiker sind sie alle einmal gewesen. Man könnte höchstens feststellen, daß ihm ein gewisser Zug ins Große eigen war: Er besaß gleich vier Kneipen, kontrollierte zwei Stimmbezirke, war an einigen Eisfabriken beteiligt, denen er eine recht hübsche Monopolstellung zu schaffen wußte — New York hat einen zu jeder Jahreszeit ungewöhnlich hohen Eisverbrauch — so daß er die Herrschaft über die Hall mit einer netten runden Dollarmillion im Hintergrunde, einem Schloß und einem eigenen Golfplatz auf Long Island antreten konnte.

Das hinderte ihn jedoch nicht, weiter den schlichten Mann aus dem Volke zu markieren, der an jedem Abend an einem bestimmten Laternenpfahl der 2. Avenue lehnte und die Wünsche und Klagen seines Anhangs leutselig entgegennahm.

Der war nun Boß geworden und fand ein heilloses Durcheinander vor. In ein halbes Dutzend Richtungen war der einst so festgefügte Block Sankt Tammanys gespalten.

Ein neuer Bürgermeister war zu wählen. Als „Unabhängiger“ trat der verärgerte Devery auf den Plan. Ihm stand der offizielle Tammany-Kandidat George McChellan entgegen. Die Reformisten hatten einen eigenen Mann aufgestellt und die Republikaner wollten einen neuen Mann, William Randolph Hearst, den Zeitungsverleger, starten, der geschworen hatte, der Hall den Garaus zu machen.

Natürlich wurde keiner von ihnen gewählt, sondern ein Außenseiter Charles E. Hughes.

Tammanys Macht schien endgültig gebrochen...

★

So spinnefeind sie einander auch sonst waren — darin waren sie sich alle einig:

William Sulzer war der beste Festredner, den Tammany Hall je gehabt hatte. Seit Sankt Tammanys Lebzeiten.

Ein vielbeschäftigter Mann. Die Politik interessierte ihn nicht sehr — in dieser Zeit des Rückganges bot sie wirklich keine guten Chancen. Umso üppiger blühte die Geselligkeit. Und kein Bankett, kein Herrenessen, keine Sitzung des Damenkomitees, kein Ausflug, kein Ball, kein Gartenfest der Hall begann oder endete ohne William Sulzers Ansprache.

Ein lyrischer Tenor des festlichen Worts. Mit seinen blumenreichen Redensarten, mit den Zitaten aus der Bibel und allen anderen Werken der Welt-

literatur konnte er jeden Hund zu heißen Tränen rühren. Männer weinten, Frauen lachten, wenn er es befahl. Der schickste, fescheste, anziehendste Gentleman seiner Zeit war er — wenigstens hatte ein großer Frauenklub dies in geheimer Abstimmung festgestellt.

Irgendeiner hatte ihm mal gesagt, er habe Ähnlichkeit mit Abraham Lincoln. Seitdem trug er sich wie der große Präsident des Bürgerkrieges. Und es gibt auf der ganzen Erde keine größere Bibliothek, die nicht Sulzers gesammelte Reden mit seiner persönlichen Widmung besitzt. Weder Porto noch Tinte hat er gespart, um sich der Nachwelt zu überliefern...

Diesen Prediger stellt Boß Murphy zu aller Welt Erstaunen als Tammanys Kandidaten für die Wahl eines neuen Gouverneurs im Jahre 1912 auf. Der Spott der Gegner läßt den Boß so kalt wie das Lächeln der Freunde. Er weiß, was er tut. Zur gleichen Zeit werden die Kandidaten für das Amt des Präsidenten der USA. dem Volk präsentiert. Auch um diesen höchsten Posten des Landes bewirbt sich im Namen der Demokraten und Tammany Halls ein Prediger. Woodrow Wilson! Bisher Rechtsanwalt, Geschichtsprofessor und seit 1910 Gouverneur des Staates New Jersey. Auch er ein stimmbegabter Redner, ein Asket, der Moral zu predigen und Tugend zu loben weiß. Wie der Festredner Sulzer. Da ist es, meint Boß Murphy, gut, wenn die Kandidaten für beide Ämter vom gleichen Typ sind.

Sie werden dem Volk geläufiger und darum besser gefallen.

So läßt er nun William Sulzer Gouverneur und Woodrow Wilson — da die Republikaner in zwei Lager zersplittert sind — Präsident werden.

Er ist kein Zauberer wie Tweed, auch kein Snob, kein Herzog wie Croker, dieser stille freundliche Herr Murphy. Aber er ist ein zäher Bursche, der in aller Stille das alte Machtgebäude wieder aufgebaut hat. Die anderen läßt er Ausflüge machen, Bankette und Umzüge veranstalten, in Debatten schwatzen und Frauenklubs schmeicheln. Sollen sie. Ist auch wichtig. Wichtiger aber ist, daß einer da ist, der die ganze Gesellschaft bei der Stange hält und die Fühlung hat mit den Kräften im Hintergrund jeder amerikanischen Politik.

Und das hat der stille Herr Murphy nach besten Kräften getan.

Er bringt sie beide durch, den Gouverneur Sulzer, den Präsidenten Wilson.

Wilson entspricht allen Erwartungen. Auf ihn ist Verlaß. Er weiß, was er der Hall schuldig ist.

Sulzer aber macht Sorgen. Verdammt sei der Lümmel, der ihm die Ähnlichkeit mit Abraham Lincoln eingeblasen hat! Jetzt will der frisch gebackene Gouverneur dem alten Holzfällersohn und Bürgerkriegspräsidenten auch innerlich ähnlich werden: er will ehrlich werden!

Einfach zum Lachen! Hat bisher wacker mitgehalten und will nun ehrlich werden! Vermißt sich,

gegen die Hall anzustinken. Stellt sich der Welt als der große Reformator vor. Will aufräumen und was dergleichen schöne Sprüche mehr sind.

Aufräumen! Wieviele haben das schon gewollt! Sogar dem alten Teddy Roosevelt, einem wirklich populären Burschen, blieb die Schande des Mißlingens nicht erspart.

Und nun will Tenor Sulzer — — — ? Soll zusehen, daß er heile Knochen behält — — —

Boß Murphy blickt gelassen auf das Treiben seines Schülers. Dies alles beunruhigt ihn nicht. Wer die Hall erschüttern will, muß anders schießen.

Aber wollen doch mal versuchen, wie weit der Boy das Spiel eigentlich treiben will! Die Hall, erklärt Murphy nach schicklicher Wartezeit, habe ihn zum Gouverneur gemacht. Nun dürfe sie mit Recht erwarten, daß der Gouverneur die folgenden näher bezeichneten Männer — nur verdienstvolle Kämpen Tammanys — mit Ämtern segne...

Fordert der Boß mit einigem Nachdruck. Und ist gar nicht einmal sehr entsetzt, als der unfolgsame Gouverneur kategorisch abwinkt. Denn das gerade hat er erwartet. Das ist kein vorübergehendes „Bösesein" — das ist offene Auflehnung. Der Junge ist verrückt, hat den Erlöser-Wahnsinn, will die Menschheit beglücken und ihr ein neues Weltbild predigen, in dessen Mittelpunkt ein verschwommener, höchst romantischer Begriff wie Ehrlichkeit stehen soll anstelle des braven handfesten Heiligen Tammany...

Er wiederholt seine Forderung. Schon recht deutlich. Jeder andere würde erschrocken nachgeben. Nicht so William Sulzer, der wieder ablehnt und dazu die ihm gebotene Zusage, als Gegenleistung — obwohl die Hall dazu keineswegs verpflichtet sei — seine recht erheblichen Schulden zu regulieren.

Dies, meint er, kann er mit gutem Grund ablehnen.

Schulden drücken ihn nicht. Er hat sie wohl, mehr als die Welt weiß, aber sie belasten ihn nicht.

Denn hinter sich weiß er ein paar Freunde, die ihn nicht im Dreck sitzen lassen werden. Reiche Jungens, feine Kerle, seine Freunde ...

Stimmt. Der Sulzer ist mit ein paar schwerreichen Männern befreundet, die an dieser Stelle vorgestellt werden müssen, weil sie von nun an bis in unsere Tage nicht mehr aus der amerikanischen Politik verschwinden werden:

Da ist der Bankier Jacob H. Schiff, aus der Firma Kuhn, Loeb und Kompanie, einer der mächtigsten Männer Wallstreets. Ein Börsengigant, der Vermögen verdienen und spurlos wieder verschwinden läßt. Einer, der allein am Weltkrieg ein paar hundert Millionen „gemacht" hat.

Da ist weiter Henry Morgenthau. Auch er Bankgewaltiger und Industriekapitän. Später wird er amerikanischer Botschafter in der Türkei. Sein Sohn, Henry Morgenthau junior, ist heute amerikanischer Finanzminister und einer der intimsten Ratgeber des Präsidenten Roosevelt.

Da ist der Bankier Herbert Lehman. Er ist mit Morgenthau verschwägert und mit den Bankiers Seeligman, Wertheim, Warburg, Lewinsohn verwandt. Heute ist er Gouverneur des Staates New York und Berater des Präsidenten Roosevelt. Zahlreiche Gangster verdanken der durch Gouverneur Lehman ausgesprochenen Begnadigung ihr Leben.

Da sind noch ein paar andere, die heute, da sie tot sind, keine Rolle mehr spielen. Lebten sie noch wie jene, sie stünden ebenfalls an der Spitze des amerikanischen Staatswesens. Denn sie alle gehören dem auserwählten Volke Israel an, das vor dreihundert Jahren auszog, die Neue Welt zu erobern. Damals freilich hatte ein New Yorker Gouverneur Peter Stuyvesant ihnen das Bürgerrecht verweigert, ihnen den Besitz von Häusern oder Ackerland, den Handel mit Christen und die Abhaltung jüdischer Feste verboten. Ihr Eid wurde vor Gericht abgelehnt..

Das ist lange her. Inzwischen haben sie es geschafft — an der Spitze des Staates New York steht selbst ein Jude, der bei jeder Gelegenheit sein Judentum betont. Seinen Rassegenossen hat er Tür und Tor geöffnet ...

Diese also sind William Sulzers Freunde.

Meint er.

Gewiß: Sie tafeln mit ihm. Sie hören beifällig seine Reden an. Sie loben seine Reformpläne. Sie leihen ihm gern jede Summe, auch wenn der Herr Gouverneur etwas zu häufig abgebrannt ist.

Seine Freunde sind sie noch lange nicht.

Sie brauchen ihn. Zu irgendwelchen dunklen Geschäften. Wahrscheinlich brauchen sie Konzessionen zum Bau eines neuen Schnellbahnnetzes, einer Kanalisation, zur Ausbeutung irgendeines Monopols.

Dafür geben sie gern dem Gouverneur ein paar Anleihen. Werden auf Spesenkonto verbucht. Ist man schon gewöhnt, irgendwer muß ja immer geschmiert werden. Warum nicht der Höchste?

Daß ihnen sein Reformgeschwätz längst zuwider ist, braucht er ja nicht zu wissen ...

Er weiß es wirklich nicht. Im Schutz dieser mächtigen reichen Männer fühlt er sich sicher wie in Jehovahs Schoß.

Da nimmt Boß Murphy ihn in die Zange. Nicht daß er mutig genug wäre, den Kampf gegen Juda mit einer schneidigen Attacke zu eröffnen. Boß Murphy ist ein vorsichtiger Mann. Auf seine stille, freundliche Art hat er längst drüben angefragt, wie weit der Schutz wohl gehen würde, den man Herrn Sulzer angedeihen lassen würde, wenn die Hall ...

Und hat zu seinem Erstaunen erfahren, daß man drüben den Gouverneur Sulzer schon zum alten Eisen geschmissen hat. Man hat erreicht, was zu erreichen war — Konzessionen, Monopole, Wirtschaftsrechte — nun mag der Dumme abtreten — — —

Boß Murphy haut zu. Der wahrhaft satanische Haß, der Tammany Hall gegen jeden Abtrünnigen erfüllt, feiert Orgien. Es wird ein scheußliches Schlachtfest, abschreckend für jeden, der ähnliche Pläne hegen sollte.

Es beginnt ganz harmlos damit, daß Miß Mignon Hopkins auftaucht. Zur rechten Zeit, wie auf der Bühne aus der Versenkung.

Ein nettes, fein aufgezäumtes Girl. Verkäuferin in einem Warenhaus, bei Wanamaker. Nicht mehr ganz jung, mit den harten, lieblosen, leeren Augen, die der Kampf um das bißchen Leben so manchem New Yorker Mädel beschert.

Sie kann auch nicht mehr ganz jung sein. Wenn das stimmt, was sie nun allen New Yorker Reportern, den Neuigkeitshyänen, endlich einigen republikanischen Politikern und zum Schluß vor einem Gericht erzählt:

Daß William Sulzer ihr im Jahre 1903 die Ehe versprochen, sein heiliges Wort aber gebrochen habe, da er angeblich auf politische Dinge hätte Rücksicht nehmen müssen. Sie hätte dem damals ja Rechnung getragen, aber inzwischen hätte sie doch festgestellt, daß ihr Lebensglück völlig zerstört sei. Den Kummer, den Sulzer ihr bereitet habe, wolle sie gar nicht anrechnen, auch nicht die durchweinten Nächte ohne Zahl. Ihr vernichtetes Leben habe jeden Sinn verloren. Und deshalb müsse sie das Gericht bitten, ihr eine hohe Entschädigungssumme zuzusprechen, damit dies arme Leben wieder Sinn erhalte ...

Wie die Aasgeier fallen sie über ihn her.

Eheversprechen gebrochen — Gouverneur läßt armes Mädchen sitzen — William Sulzer, einst ein Casanova — zur Hölle mit dem Herzensdieb!

So brüllen ihre Schlagzeilen, so hetzen sie diese vielleicht wahre, viel eher aber raffiniert erfundene Geschichte durch die Blätter, da schnüffeln die Reporter in Schlafzimmern, da durchwühlen sie Briefe und interviewen zum dreißigsten Male das arme, immer noch todunglückliche Mädchen Mignon, dessen verheulte Augen erst der Anblick eines sechsstelligen Schecks wieder froh machen kann.

Bis die Drahtzieher das Mädchen Mignon in die Ecke stellen und den neuen Hieb landen:

Gouverneur Sulzers Schulden — so heißt das nächste Thema.

Sie, denen bisher jede Form der Untreue, der Korruption, der Bestechung recht war, wenn sie nur schnell zu Reichtum führte, hausieren jetzt mit farbenprächtig angetuschten Kolossalgemälden vom Prasserleben des Gouverneurs.

Weibergeschichten kostspieligster Art werden ihm angehängt, Saufgelage, Spielleidenschaft, Wettfieber — was es nur geben kann, sein Geld rasch loszuwerden. Er soll in Sekt baden und sein Billard statt mit grünem Tuch mit Schlangenhaut überziehen — das Blödsinnigste ist gerade gut genug.

Die Parteimaschine arbeitet auf hohen Touren. Gift und Galle spuckt sie aus. Behauptungen ohne Beweise, Verdächtigungen ohne Hintergrund, Wahrheit und Lüge in anmutigem Gemisch.

Und dann erscheinen, von Boß Murphy, dem Lenker dieser infernalischen Vernichtungsmaschine, ein-

geführt, William Sulzers vermeintliche Freunde auf der Bühne.

Die Herren Lehman, Morgenthau, Schiff und Genossen.

Hohngrinsend erzählen sie nun, wie oft sie den armen Herrn Gouverneur wieder flottgemacht hätten, wieviel Geld sie ihm zur Durchführung seines Wahlkampfes gegeben, wie sie ihn gestützt und gelenkt und bestochen hätten.

Sie geben alles preis, was sie selbst getan haben. Nicht aus verspäteter Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit. Nein — sie sehen genau, wer einmal das Rennen gewinnen wird. Auf diesen Gaul setzen auch sie. Es gilt den Anschluß zu finden. An die erstarkte, wieder mächtige Hall Sankt Tammanys, deren unbequemen Widersacher sie jetzt vernichten, um sie sich um so höriger zu machen. Denn einmal — aber das sprechen sie nicht aus — einmal wird ihnen auch die Hall gehören, und dann wird die Eroberung Amerikas fast vollendet sein ...

Boß Murphy könnte keine besseren Helfer finden. Sulzer redet und redet, daß ihm der Speichel übers Gesicht rinnt. Die letzten Anhänger mobilisiert er. Er eilt aus einer Versammlung in die nächste. Er stellt sich zum Kampf, will entkräften, aufklären, zurückschlagen.

Vergebens. Gegen die Würgemaschine Tammanys kämpft selbst sein Mundwerk vergebens. Mit mitleidloser Unerbittlichkeit reißt Murphy ihm den letzten Rest Reputation in Fetzen. Zu spät erkennt

Sulzer, daß man sich gegen diese Organisation nicht auflehnen kann. Durch Mittelsmänner läßt er um Gnade flehen. Doch die Tiger der Hall reißen ihm schonungslos den kleinsten Zipfel Haut vom Leibe, bis nichts mehr von ihm übrig ist. Denn jeder wird zerrissen, der es vergißt, daß man aus Tammanys Töpfen nur speisen kann, wenn man auch ans Bezahlen denkt.

Das Ende kommt rasch. Der Senat muß einen Untersuchungsausschuß einsetzen, vor dem die Juden ihren „Freund" Sulzer noch einmal nach besten Kräften in die Luft sprengen. Ein Scherbengericht spricht ihm das Urteil: Er wird des Amtes des Gouverneurs enthoben ...

Die Hall hat gesiegt.

Glaubt Boß Murphy.

Er irrt. Denn die Sieger blieben ganz andere. Jene, die noch über ihm stehen. Die auch ihn lenken, ohne daß er es weiß. Die mit ihm und durch ihn ihre eigenen finsteren Pläne verfolgen. Denen Tammany nur Werkzeug ist, auch wenn sie jetzt scheinbar als Sieger über einen Abtrünnigen triumphiert ...

Sieger ist jene Macht, die von nun an unaufhaltsam dem Höhepunkt ihrer Herrschaft in und über Amerika zustrebt, bis sie mit dem von ihr gewollten und herbeigeführten Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg das erste Ziel ihrer dunklen Hintertreppenpolitik erreicht.

Als im Jahre 1915 der demokratische Präsident Wilson dem Juden Bernard M. Baruch — dem glei-

chen Baruch, der auch heute wieder der intimste Ratgeber eines amerikanischen Präsidenten ist — die gesamte Gewalt über alle Zweige des amerikanischen Wirtschaftslebens überträgt, da ist Judas Macht stabilisiert. Und als Wilson im Jahre 1916 zum zweiten Male Präsident wird, weil er dem amerikanischen Volk die Erhaltung des Friedens als das höchste Ziel seiner Politik hinstellt, als ihn dies Volk begeistert wiederwählt, weil er es mit dem schönen Lied „I did not raise my boy to be a soldier — Ich erzog meinen Jungen nicht, um Soldat zu werden" zu betören weiß — — da ist Bernard M. Baruchs Organisation in aller Stille so tatkräftig ausgebaut worden, daß der neue „Friedenspräsident" schon wenige Monate nach der Wiederwahl das amerikanische Volk gegen seinen Willen in den Krieg zwingen kann.

Nicht Woodrow Wilson hat im Jahre 1916 Deutschland den Krieg erklärt, sondern Bernard M. Baruch, der zu gleicher Zeit rund 400 Zweige der gesamten Wirtschaft der Vereinigten Staaten kontrolliert, der selbst an zahllosen Industrien beteiligt ist, der in alle entscheidenden Posten seine Rassengenossen schiebt, so daß 70% aller nach dem Krieg in New York gezählten Millionäre Juden sind.

Der gleiche Bernard M. Baruch, von dem der frühere Vorsitzende des Bank- und Finanzkomitees McFadden im Jahre 1934 sagt:

„Seit dem Weltkrieg hat es bei uns keine Regierung gegeben, bei der Baruch nicht der Hauptratgeber war in Politik, Wirtschaft und Finanz. Und

jede Regierung, die seinem Rate folgte, wurde tiefer und tiefer in finanzielles Chaos gestürzt ..."

Der gleiche Baruch, der dann den Präsidenten Wilson, der zur Liquidierung des Krieges nach Versailles geht, mit einem undurchdringlichen Ring jüdischer Berater — nicht weniger als 117 Juden gehörten der amerikanischen Delegation an! — umgibt, die jeden schwachen Versuch, wenigstens einige seiner vierzehn Punkte zu erfüllen, vereiteln und zuletzt, ohne selbst in Erscheinung zu treten, dem Präsidenten das Odium des heuchlerischen Lügners überlassen.

Der gleiche Bernard M. Baruch, dessen Macht über die amerikanische Presse schon damals so allgewaltig ist, daß er ihr verbieten kann, einen Brief des Ernährungskommissars der Vereinigten Staaten, Herbert Hoover, des späteren Präsidenten, an Wilson zu veröffentlichen. Jenen berühmten Brief vom Frühjahr 1919, in dem es heißt:

„Wenn die Vereinigten Staaten nicht an diesen vierzehn Punkten festhalten, dann haben sie für alle Zeiten ihre Ehre verloren ..."

Der gleiche Baruch, der — und damit kehren wir an den Ausgangspunkt dieser notwendigen Abschweifung zurück — in freundschaftliche Beziehungen zu Boß Murphy tritt und der Lenker seiner Entschlüsse wie der eigentliche Leiter Tammany Halls wird, der freilich stets hinter den Kulissen zu arbeiten liebt.

Als der edle Murphy sein Werk vollendet glaubt, alle die auseinanderstrebenden Interessen, die sich in die Hall eingeschlichen hatten, auf einen General-

nenner gebracht und der Organisation damit ein System gegeben hat, das heute, 18 Jahre nach seinem Tode, so sicher und festgefügt lebt, wie es unter Tweed oder Croker nie gewesen ist, da hat er nur getan, was der Jude wollte.

Als er im April 1924 — sozusagen in den Sielen — stirbt und durch das Spalier von 60 000 Menschen zur Sankt-Patricks-Kirche getragen wird, da ist auch Bernard M. Baruch zur Stelle.

Einen Zipfel des Bahrtuches, das den Sarg verhüllt, trägt er, die anderen werden von einem Juden und zwei Würdenträgern der römischen Kirche getragen.

Tammany Hall ist unter jüdische Herrschaft geraten.

VIII. Kapitel

Kann ein Tiger sein Fell wechseln?

Zur Herstellung von Stärkemalz, der sogenannten Schiffsmumme, braucht man Stärkezucker.

Wenn nun aber, da sich die Welt im Kriegszustand befindet, die Nahrungsmittelindustrie ihre Rohstoffe nur schwer beschaffen kann und überdies die vorhandenen Bestände überwacht und kontingentiert werden, auch Stärkezucker knapp wird — — was dann?

Soll man das schöne Geschäft, das aus den dringenden Anfragen englischer Firmen nach Stärkemalz — in jeder Menge! — hervorgehen kann, einfach den Hudson hinabfließen lassen? Nur weil man keinen Zucker auftreiben kann?

Das soll man nicht, dachte sich auch Herr L. N. Hartock, der nach England liefern sollte und es nicht konnte.

Da er aber ein guter Sohn Sankt Tammanys war und die verschlungenen Wege kannte, die zum Reichtum und zum Wohlstand führen, ging er, um den

Instanzenweg genau einzuhalten, zunächst zu seinem Distriktsführer.

Der war der rechte Mann, dies schon halb versandete Geschäft wieder flott zu machen.

Er hieß James J. Hines — Bezirksleiter von Tammany Hall. Er weiß, wie man Herrn Hartock helfen kann. Am besten, man bespricht dies erst einmal mit dem Boß, dem freundlichen Herrn Murphy, der die Hall durch all die Fährnisse dieser lausigen Kriegszeiten so geschickt zu lenken weiß. Dem erzählt man Herrn Hartocks Not.

Der Boß wieder zieht Herrn Arthur Baldwin zu Rate, einen Bankier, der in Geschäften heikler Natur sein Sachverständiger ist.

Natürlich, nichts einfacher ... wozu kennt man denn Herrn Morgan O'Brien? Ein charmanter Herr, hilfsbereit und jedem gefällig, der auch ihm gefällig ist ... „Sie verstehen, bester Murphy?" ... und außerdem ist er der Sekretär von Herrn Bedford, dem Präsidenten der „Corn Products Company" ...

Und nun wären wir endlich am Ziel dieser beschwerlichen Wanderung angelangt, an deren Ausgangspunkt Herr Hartock steht, der Stärkezucker braucht, deren Ende bei der „Corn Products Company" liegt, die diesen unschätzbaren Stoff liefern kann.

Dazwischen liegt Tammany Hall mit Anhang.

Die Company liefert, Herr Hartock kann Stärkemalz produzieren, die Engländer werden beliefert,

wofür sie, da ja Krieg in der Welt ist, doppelte und vierfache Preise anzulegen bereit sind.

Ja, und die dazwischen stehen, die kassieren natürlich. Denn etwas müssen sie ja auch zu tun haben ...

Es erscheint also alsbald der Bankier Baldwin bei Herrn Hartock und erkundigt sich, welche Vermittlungsgebühr — im Jargon der Unterwelt würde man Schmiergeld sagen, aber Tammany Hall ist ja gottlob über die Zeiten hinausgewachsen, da man die „Toten Kaninchen" oder die Ritter der „Hosenträgergrete" als Bundesgenossen anheuern mußte — welche Provision also der glückliche Kriegslieferant Herrn Murphy zu zahlen gedenke. Denn dem Eingreifen dieses wackeren Mannes sei das Geschäft ja nur zu danken — — —

Hartock bietet 15%, Baldwin fordert 20; endlich einigt man sich auf 20%, da Herrn Hartocks Verdienst groß genug ist, diese Spesenbelastung zu ertragen.

So bezieht Boß Murphy zunächst einmal 20% vom Preis aller Lieferungen der „Corn Products Company" an Herrn Hartock.

Die nun einmal geschlossene Ehe erweist sich als denkbar glücklich. Die Company hat Sorgen, die vielleicht Herr Murphy zerstreuen kann, den man doch eben als überaus geschickten, fähigen Mann mit weitreichenden Verbindungen kennengelernt hat.

Eine Tochtergesellschaft der Company, die sich mit der Verwertung von tierischen Eingeweiden befaßt — nun ja, es ist Krieg, da lassen sich selbst

Hammelkaldaunen in Gold verwandeln! — wird von einem böswilligen Bürgermeister auf Staten Island, der winzigen Insel vor der Einfahrt in den Hafen New Yorks, verfolgt. Ein kleiner übereifriger Beamter, der der lachhaften Meinung ist, Hygienevorschriften für Fabrikbetriebe seien erlassen worden, um befolgt zu werden. Gott, die Kaldaunen stinken eben etwas, Flieder duftet anders — aber man kann ja schließlich nicht die ganze Fabrik umbauen und modernisieren lassen, nur weil ihr Geruch ein paar Leuten nicht paßt . . .

Höchst überflüssig, daß dieser Bürgermeister deswegen einen Beschwerderummel bei allen möglichen Instanzen in Szene setzt.

Boß Murphy ist der rechte Mann, den Übereifrigen zum Schweigen zu bringen. Die „Wirtschaft" darf in Kriegszeiten nicht gestört werden!

So ist der ehrenwerte, immer freundliche Murphy nach mehreren Seiten mit den Geschäften um Stärkezucker und Seifenkocherei eng verbunden. Und das macht ihn übermütig.

Denn bald erscheint sein Bankier Baldwin wiederum bei Herrn Hartock, dem erfolgreichen Stärkemalz-Exporteur. Er fordert, Murphys Gewinnanteil um einen weiteren Cent pro geliefertes Pfund Zucker zu erhöhen. Hartock ist schlau genug, diese Zumutung nicht gerade abzulehnen, wohl aber seine Zusage noch hinauszuschieben und dem Abgesandten inzwischen klarzumachen, daß dann sein eigener Verdienst erheblich geringer würde, während Herr

Murphy sich doch eigentlich mit den 5000 Dollar, die er jetzt schon Tag für Tag aus diesem Geschäft beziehe, begnügen könnte.

Fünftausend Dollar — an jedem Tag. Auch Sonntags.

Vertagung. In ein paar Monaten will man wieder darüber sprechen. Inzwischen wächst Murphys zwanzigprozentiger Anteil ganz von selbst so rasend schnell, daß der Boß fürchtet, diese enorme Steigerung seines Vermögenszustandes nicht mehr vor der Öffentlichkeit verbergen zu können. Er setzt daher einen Strohmann an seinen Platz. John A. McCarthy. Der soll an seiner Stelle und in seinem Auftrag Herrn Hartock weiter ausplündern.

Hartock aber lehnt ab. So dumm ist er nicht, die einzige Chance, mit heiler Haut aus dem Geschäft zu kommen, aus der Hand zu geben. Nee, Gentlemen, wenn gezahlt wird, dann nur an Murphy persönlich! An andere keinen Cent! Damit man hinterher beschwören kann, man hätte gar kein Geld bekommen? Murphy soll ruhig bei der Partie bleiben — könnte ihm passen, mich erst auszuquetschen und dann fallen zu lassen ... wer gemeinsam verdienen will, soll gemeinsam das Risiko tragen, eines Tages vom Richter darüber vernommen zu werden ...

Murphy schäumt. Er hat einen Gouverneur zur Strecke gebracht, hat den lyrischen Tenor Sulzer abgewürgt — und soll sich jetzt von einem hergelaufenen Fabrikanten Vorschriften machen lassen?

Schluß mit ihm! Keine Rücksicht! Zu Tode wird man ihn hetzen!!

Was auch in aller Offenheit dem so Verurteilten mitgeteilt wird. Ein stellvertretender Staatsanwalt, James E. Smith, macht sich gern zum Überbringer der Todesbotschaft ...

Natürlich hat Herr Hartock genug Dreck am Stecken. Genug, um einen Verleumdungsfeldzug, der die pikantesten Details seines nicht gerade sittenrein verlaufenen Vorlebens enthüllt, eröffnen zu können. Ein halbes Jahr später ist Hartock moralisch und geschäftlich erledigt. Kein Hund wird ihn mehr anschauen. Daß ihm die Lieferung von Stärkezucker sofort gesperrt wird, braucht nicht mehr erwähnt zu werden. Es ist selbstverständlich.

Einen Fehler hat Murphy dabei begangen. Er hat übersehen, daß Hartock mit dem Bezirksleiter Hines befreundet ist. Ein Versehen, das sich noch einmal rächen wird ...

Denn von nun an sind Murphy und Hines Feinde und Rivalen. Sie belauern einander. Schnüffeln im Leben des anderen herum. Suchen die verwundbare Stelle. Zwei Schakale raufen sich um die Beute, auf der Stelle bereit, sich gegenseitig anzufallen. Eines Tages stehen sie sich mordlustig gegenüber ...

Jimmy Hines hat einen Wahlmanager. Einen Mann also, der als „Einpeitscher" die Wählerschaft eines Distrikts auf die wundervollen Qualitäten seines Kandidaten hinzuweisen, die Reklametrommel lärmend zu bearbeiten und den gesamten Wahlapparat in

Ordnung und Schwung zu halten hat. Er heißt Joseph Shalleck.

Diesen Shalleck also schickt Murphy im Jahre 1921 aus, um gewisse Gerüchte nachzuprüfen, die von gewaltigen, das übliche Maß weit übersteigenden Wahlbetrügereien in Murphys Distrikt wissen wollen.

Er geht los und wird mit einem Schuß durch die Brust heimgebracht. In einem Wahlbüro in der 17. Straße haben Murphy-Leute ihn überfallen.

„Ich sagte", so gibt er im Hospital zu Protokoll, „dem Vorsitzenden des Büros, daß er mit schwedischen Gardinen Bekanntschaft schließen würde, wenn die Gerüchte den Tatsachen entsprächen. Sofort schlug mich jemand von hinten mit einem Schlagring über den Kopf, warf mich zu Boden, ein halbes Dutzend Menschen, darunter ein Polizist, stürzten sich auf mich. Sie deckten mich mit Schlägen zu. Einige Frauen, die als Beisitzerinnen tätig waren, flüchteten laut schreiend auf die Straße, während die Männer immer unbarmherziger auf mich einschlugen. Plötzlich fiel von irgendwo ein Schuß. Ich verlor das Bewußtsein ..."

Der Bruderkrieg in Tammany Hall hat begonnen.

★

Es war Al Smith' größter Ehrgeiz, Bürgermeister von New York zu werden, und zugleich sein größter Kummer, es nicht werden zu dürfen. Boß Murphy

hatte es noch kurz vor seinem Tode verboten. Denn Boß Murphy dachte weiter: Wenn Al Smith, dieser flotte Bursche mit dem frischen, leicht geröteten Gesicht, der den steifen Hut stets optimistisch schief auf dem Scheitel trug, seinen einträglichen Posten — er war Sheriff von New York und das trug mehr als das Amt des Präsidenten der USA., nämlich bare 100 000 Dollar im Jahr — mit einem anderen vertauschen sollte, dann konnte er nur Gouverneur von New York und später Präsident werden. Den zur Zeit regierenden Bürgermeister Mitchell konnte man mit Leichtigkeit mit einem anderen bewährten Kämpen der Hall aus dem Felde schlagen. Da gab es ja noch den „roten Mike", mit wahrem Namen John F. Hylan aus Brooklyn. Al Smith aber, das Beste, was Tammany Hall dem Publikum derzeit zu bieten hatte, mußte für höhere Ziele aufgespart bleiben. Mit ihm, der Idealgestalt der Straße, würde man den schon etwas schäbig gewordenen Glanz des Wigwams neu vergolden ...

Al Smith gehorchte. Boß Murphy starb. Und wie er es erträumt hatte, erklomm die Hall den Höhepunkt politischer Macht: Zum erstenmal in ihrer Geschichte beteiligte sich einer ihrer Söhne am Rennen um die Präsidentschaft. Daß er nicht als erster das Ziel erreichte, war nicht seine Schuld. Die unselige Zersplitterung der Hall, die mit dem Machtkampf des alten Murphy gegen den neuen Boß Jimmy Hines begonnen hatte, hatte ihm einen anderen demokratischen Kandidaten entgegengestellt:

Franklin Delano Roosevelt, der im November 1932 mit überwältigender Mehrheit seinen republikanischen Gegner Herbert Hoover, der vor ihm an der Spitze der USA. gestanden hatte, und zugleich seinen Tammany-Bruder Al Smith besiegte.

Fernando Wood hätte die Unterwelt mobilisiert, William Tweed einen ellenlangen Fluch vom Stapel gelassen, Herzog Croker hätte sich mit dem müden Lächeln des Vornehmen, den ein Straßenjunge beleidigt, abgekehrt. Tenor Sulzer hätte eine Rede gehalten, die den verstocktesten Sünder in den Beichtstuhl getrieben und die ältesten Insassen von Sing-Sing zu bitteren Tränen gerührt hätte, Boß Murphy aber hätte in aller Stille einige nette, gutgeladene Minen gelegt, um mit freundlichem Lächeln den Schuldigen in die Luft zu sprengen:

Jeder hätte, auf die ihm eigene Art, seiner Entrüstung Ausdruck gegeben, hätte er dies erlebt und erfahren:

Tammany Hall läßt zwei bewährte Demokraten um die Präsidentschaft laufen! Die Niederlage des zweiten ist des Wigwams eigene Niederlage! Der neue Boß hat die Spaltung nicht verhindern können!

Der solide, eigensinnige, starrköpfige Block der alten Tammany-Söhne steht in der entscheidenden Frage gegen die anderen Demokraten des Landes, die sich in der „Chicagoer Demokratischen Konvention" gesammelt haben! —

Uneinigkeit rächt sich.

Zwar verfügt Al Smith, der „braune Derby“ — nach seinem Hut genannt — immer noch über stattliche Anhängermassen. Millionen sind bereit, ihm blind zu folgen. Daß er der operettenhaften Laufbahn des New Yorker Bürgermeisters Jimmy Walker — er ist durch die Erfindung der großen pomphaften Einzugsparaden berühmt geworden, die er in buntem Wechsel Ozeanfliegern, Boxern, ehemaligen europäischen Königinnen zuteil werden läßt — ein jähes Ende bereitet, gibt ihm in den Augen der parteimäßig gebundenen Wähler — und sie sind bei weitem in der Mehrzahl — den Glanz eines unbestechlichen Ehrenmannes.

Um so größer ist das Entsetzen der Hall, als sich herausstellt, daß von Frieden zwischen Sieger und Besiegten keine Rede sein kann. Die Kluft zwischen Al Smith und seinem alten Freund, dem neuen Präsidenten, wird täglich tiefer, so tief, daß die gemeinsamen Gegner es wagen können, der geschwächten Hall den ihr eigentlich schon aus Tradition zustehenden Posten des New Yorker Bürgermeisters zu entreißen.

Der „rote Mike“ wird von dem gemeinsamen Kandidaten der Republikaner, der Arbeiterpartei, der „Amerikaner“ wie eine Reformpartei sich nennt, verdrängt: Der Halbjude Fiorello Laguardia wird Bürgermeister!

Es ist die groteskeste Wahl, die die Stadt je erlebt hat.

Fassungslos beobachtet Boß Hines, wie Al Smith, ehemaliger Tammany-Mann und jetzt unabhängiger Kandidat, Wählermassen an sich zieht, die den alten Recken der Hall bislang unbekannt gewesen sind. In Scharen strömen die Neger-Mammies aus Harlem, dem New Yorker Farbigenviertel, herbei, dem „Scheckmann" ihre wertvolle Stimme zu geben. Es hat sich gelohnt, daß Gouverneur Al Smith bisweilen der allergrößten Not der ärmsten Bevölkerung durch einen fetten Scheck aus der Staatskasse zu steuern suchte. Krüppel auf Krücken schleppen sich herbei, uralte Leute, die keiner gerufen hat, drängen sich zur Wahl, der letzte Wohlfahrtsempfänger der Stadt marschiert zur Urne.

„Zur Hölle mit Al Smith", tobt Jimmy Hines und zieht damit den letzten dicken Strich zwischen den abtrünnigen und den treuen Söhnen Sankt Tammanys.

Al Smith baut auf die Neger.

Alle anderen Kandidaten buhlen um Judas Gunst. Denn New York ist mit rund zwei Millionen jüdischen Einwohnern mittlerweile die größte Judenstadt der Welt geworden. Wer sie regieren will, muß entweder diese zwei Millionen ausschalten — und das ist schwer — oder, was zunächst leichter, flüssiger erscheint, ihr Bündnis suchen.

Alle, die in diesem Wettbewerb auftreten, werben um die jüdischen Stimmen der Weltstadt:

Jerry Mahjoney, ein derber, rücksichtsloser Apostel der „New Deal"-Politik Roosevelts — er ist im übri-

gen mit Inbrust darauf bedacht, sein eigenes Gut nach Kräften zu mehren — legt der lebenswichtigen jüdischen Wählerschaft eine Rede auf Jiddisch hin, wie es reiner, echter und mauschelnder nicht in Palästina gesprochen wird. Daß er als Haupt der „Amateur-Athletic-Union" der USA. sich der Teilnahme amerikanischer Kämpfer an den Olympischen Spielen in Berlin widersetzt hat, macht ihn dieser Versammlung nur noch sympathischer ...

Sein Gegner, der Senator Dr. Copeland, ist eben von einer Studienreise nach Palästina zurückgekehrt und hält nette Ansprachen über den jüdischen Siedlungseifer, zu dem die Vereinigten Staaten zu beglückwünschen er nicht vergißt.

Laguardia lächelt milde und verläßt sich auf die Macht des artverwandten Blutes und auf die billigen Witzchen, mit denen er unter dem Beifall des jüdischen Teils New Yorks — dem sich gewisse katholische Kreise willig und ohne Vorurteil anschließen — den deutschen Nationalsozialismus tödlich zu treffen hofft. Der Lohn bleibt nicht aus: Er gewinnt das Rennen, wird Bürgermeister und erhält im Jahre 1937 die Medaille des „American Hebrew", die als höchste Auszeichnung des amerikanischen Judentums für die „Förderung des Verständnisses zwischen Juden und Christen" verliehen wird. Der New Yorker Rechtsanwalt Samuel Untermeyer — aus mancher Hetzversammlung gegen das Deutschtum unrühmlich bekannt — und der Finanzminister der USA., Henry Morgenthau, überreichen ihm den Orden. Ein gewisser

Professor Albert Einstein gratuliert in einem überschwänglichen Telegramm ...

Diesmal hat das Judentum einen Republikaner — den im übrigen auch Sozialisten und Kommunisten unterstützen — in den Sattel gehoben. Einen von unsere Leit ... Morgen wird es, was es gestern schon tat, wieder zum Tiger von Tammany Hall stoßen.

Es wird ihn fördern, ihn heben und unterstützen — und indem er dies alles tut, vollendete es nur das Werk der Unterwerfung der Neuen Welt, das vor fast 300 Jahren, am 22. August 1654, begann, als Jakob Barsimson, Jude aus Amsterdam, als erster seiner Rasse, als Quartiermacher, in Neu-Amsterdam den Boden Amerikas betrat.

Er begann, was andere in unserer Zeit vollenden: Die Eroberung Amerikas.

Juda kennt keine Parteien. Demokrat oder Republikaner gilt ihm gleich. Heute für Tammany Hall, morgen für seine Gegner. Heute national, morgen international, heute liberal, morgen kommunistisch, heute sozial, morgen kapitalistisch und übermorgen beides zu gleicher Zeit: Immer aber und an allen Orten herrschend, führend, lenkend, auch dort, wo andere zu herrschen und führen und lenken meinen.

Auch Tammany Hall glaubt noch zu herrschen. Es irrt. Es wird beherrscht. Hinter dem drohend aufgerichteten Tigerkopf grinst Judas Fratze und neben Boß Hines, dem mächtigsten Mann New Yorks, stehen andere, die noch mächtiger sind.

Nur daß kaum einer sie kennt ...

Mehr als 70 000 Juden herrschen in der öffentlichen Verwaltung der Vereinigten Staaten! In allen Schlüsselstellungen:

Präsident Roosevelts berühmter „Gehirntrust" ist rein jüdische Erfindung. Sein „Kopf", der in Wien geborene Jude Professor Felix Frankfurter, ist, wie der amerikanische General Hugh Johnson einmal sagte, „der einflußreichste Einzelmensch in den Vereinigten Staaten". Die Tür des Weißen Hauses, des Amtssitzes des Präsidenten in Washington, steht ihm jederzeit offen. Mehr als hundertdreißig jüdische Rechtsanwälte hat er, zur Verstärkung seiner eigenen Macht, in alle Ministerien, Arbeitsverwaltungen, Behörden des Landes geschoben. An jedem Bauvorhaben der Regierung wirken sie mit. Jeder Finanzplan wird von ihnen beeinflußt.

Daß Bernard M. Baruch dem Präsidenten besonders nahe steht, wurde an anderer Stelle erwähnt. Im Jahre 1937 verkündete die jüdische Zeitschrift „American Hebrew" voller Stolz, daß Baruch den Präsidenten während seines Urlaubs vertreten werde.

Ein Privatmann den höchsten Staatsbeamten!

Samuel J. Rosemann, Oberster Richter zu New York, Richter Robert Marx, Maldwin Fertig, Rechtsberater des Präsidenten, schließen den Kreis der Intimen.

Es ist unmöglich, alle die einflußreichen Juden auch nur namentlich aufzuzählen, die sich bei ober-

flächlicher Betrachtung der amerikanischen Verwaltung präsentieren:

Im Finanzministerum des Herrn Morgenthau amtieren vier Juden als Direktoren, neun Juden als leitende Assistenten.

Die 88 Juden, die in hohen Stellen des Arbeitsministeriums sitzen — sie haben auch die Schiedssprüche zur Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten amerikanischer Arbeiter zu fällen — tun ihre jüdische Pflicht.

Das Justizministerium gibt 32 Juden reichlichen Lohn, im Innenministerium stehen elf an prominenten Stellen, darunter fünf als Berater des Ministers, im Diplomatischen Dienst der USA. ist Israel im Jahre 1938 mit 56 Mann vertreten, darunter acht Botschaftern und Gesandten, im Handelsministerium, sogar im Marineministerium haben sie ihre Posten gefunden.

Und wenn sich der aufmerksame Zeitungsleser gelegentlich wundert, wie gering die Strafen sind, die dem fast immer jüdischen Rauschgifthändler in Amerika drohen — er wird alles verstehen, wenn er erfährt, daß der Kommissar für die „Kontrolle und Regelung des Verbrauches von narkotischen Mitteln" ein Jude namens Jacob Anslinger ist!

Daß der offizielle Propagandachef der demokratischen Partei, der Jude Charles Michelsen, die meisten Reden des Präsidenten ausarbeitet und vorbereitet, ist in Washington kein Geheimnis geblieben.

Und der Präsident? Franklin Delano Roosevelt? Umgeben von Juden, beraten und gelenkt von Juden? Jeder jüdischen Beeinflussung Tag und Nacht ausgesetzt?

Der der „Shriner Loge“ angehört, deren Mitglied man erst werden kann, wenn man den 32. Grad des Freimaurertums erklommen hat?

Wie steht es mit der rassischen Herkunft des Demokraten und Tammany-Freundes Roosevelt?

Gewichtige Stimmen, auch in Amerika, behaupten, er habe als Nachkomme des holländischen Juden Claes Martenszan van Rosenvelt jüdisches Blut. Vieles spricht dafür, allein restlos bewiesen scheint diese Behauptung nicht zu sein. Roosevelt selbst hat ein einziges Mal über seine Abstammung gesprochen:

Am 14. März 1935 veröffentlichte die „New York Times“ einen Brief, den der Präsident an die jüdische Zeitung „Detroit Jewish Chronicle“ gerichtet hatte.

„Weit zurück“, so rühmt er seine Vorfahren, „waren sie vielleicht Juden. Alles, was ich über die Herkunft der Familie Roosevelt weiß, ist, daß sie Nachkommen waren von Claes Martenszan van Rosenvelt aus Holland ...“

Es ist im Grunde gleichgültig, ob das Oberhaupt der Vereinigten Staaten von Nordamerika jüdische Vorfahren hat oder nicht.

Unendlich wichtiger sind diese Tatsachen:

Am 22. April 1937 wurde seine Mutter zum Ehrenmitglied des Heims der Töchter Jacobs, einer jüdischen Gesellschaft in New York, ernannt. Bürger-

meister Laguardia überreichte ihr im Namen der jüdischen Gemeinde der Stadt eine goldene Medaille; Louis Lipsky, der in der zionistischen Bewegung eine führende Rolle spielt, feierte sie in einer Ansprache als die Frau, die der Welt einen mutigen Führer geschenkt habe...

Im März 1933 prägte und verkaufte die New Yorker Judenschaft eine Gedenkmünze, die den Kopf Roosevelts, auf der Gegenseite den Davidstern zeigt, den in hebräischen Buchstaben die Worte „Gesundheit, Reichtum, Wohlergehen" umranken.

Genau drei Jahre später hielt der Innenminister Ickes vor sämtlichen Rabbinern der USA. eine Rede, in der er ihnen die Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt dringend ans Herz legte. Man müsse, so schloß er seinen Aufruf, „mit vereinten Kräften dahin streben, die Vereinigten Staaten zum Lande der Verheißung zu machen."

Und das ist in gemeinsamem Streben in der Tat gelungen.

In der Judenschaft der ganzen Welt gilt Nordamerika als das Land der Verheißung, lockender als Palästina. Voll Stolz blickt alles, was von den Erzvätern abstammt, auf das gigantische Werk, das die Brüder drüben im gelobten Land errichtet haben. Wo in der Welt besitzt Juda diesen Einfluß? Wo beherrschen sie das kulturelle Leben — Theater, Film, Musik, Presse, Schrifttum, Rundfunk — ähnlich wie dort? Wo liegt die Erziehung ganzer Generationen junger Menschen nichtjüdischer Herkunft so aus-

nahmslos in ihren Händen, wie zum Beispiel in New York, dessen Volksschulen bis auf wenige sämtlich von jüdischen Rektoren geleitet werden? Wo in aller Welt beherrscht Juda Finanzen, Wirtschaft, Handel so lückenlos wie in den Vereinigten Staaten, die 65% der wichtigsten Rohstoffe der ganzen Erde liefern können?

In jenen Vereinigten Staaten, deren mehr als hundert Millionen nichtjüdische Einwohner es nicht haben verhindern können, daß ihr Land unter der Regierung des Präsidenten Roosevelt zum „Lande der Verheißung" des Judentums wurde.

★

Einen verhängnisvollen Fehler beging Boß Hines — einen Fehler, der ihm selbst einmal das Genick brechen sollte.

Im wirbelnden Durcheinander der Wahlschlacht, aus der zuletzt der neue Bürgermeister Laguardia hervorging, übersah er es, den eben freigewordenen Posten eines Bezirksstaatsanwalts mit einem sicheren Tammany-Mann zu besetzen. In unverzeihlicher Lässigkeit überließ er diese Position den Republikanern, die sofort einen Neuling im politischen Spiel hineinschoben, damit er hier Erfahrungen und Verdienste sammelte.

Er hieß Thomas E. Dewey.

Er war erst wenige Wochen im Amt, als ein alter, erfahrener Recke aus dem Wigwam Sankt Tam-

manys prophezeite, wenn ihn nicht alles täusche, dann werde dieser kleine Bezirksstaatsanwalt sich eines Tages als eine der immer unterschätzten Nebenfiguren entpuppen, mit denen die Ironie des Schicksals bisweilen die Schachzüge der Meisterspieler zuschanden macht.

Und als Thomas E. Dewey zum ersten Male öffentlich als „racket smasher", als Zerschmetterer der Gangsterbanden, bezeichnet wurde, da orakelte der gleiche Prophet in düsterer Besorgnis, Tammany Hall müsse alle Uneinigkeiten, jeden Zwist im eigenen Lager, jede Rivalität seiner Führer in Einmütigkeit überwinden, um weiteren Machtzuwachs des Staatsanwaltes Dewey zu verhindern.

„Denn sonst", flüsterte der würdige Veteran, der schon dem seligen Boß Murphy in Treue gedient hatte, „sonst ist keiner von uns mehr sicher. Wenn Dewey noch höher klettert, müssen sie Sing-Sing um einen neuen Flügel vergrößern ..."

Ein wahres Wort.

Boß Hines sollte nur zu bald seine Wahrheit am eigenen Leibe erfahren müssen.

Denn der „racket smasher" Dewey begann das große Aufräumen.

Er fand ein weites Feld.

Die „Trockenlegung" der Vereinigten Staaten, die im Jahre 1920 ihre gesetzliche Verankerung erfahren hatte, hatte wohl, zur Freude aller Temperenzvereine und Frauenklubs, den Einkauf von Alkohol im offenen Ladenhandel unmöglich gemacht. Trotzdem

konnte jedermann, kannte er nur die geeigneten Quellen und die Pfade, die zu ihnen führten, Alkohol in jeder Form und in jeder beliebigen Menge kaufen. Die „Flüsterkneipen“ hatten große Zeit, die „Mondscheinbrennereien“ — sie arbeiteten tatsächlich im Freien bei Mondeslicht und bestanden im wesentlichen aus einem uralten, dreckigen, verrosteten Destillierapparat und ein paar Fässern — konnten den Bedarf an gemeinem Fusel kaum befriedigen. Menschen starben zu Tausenden an Alkoholvergiftung, gewisse Sorten Schnaps brachten den mutigen Trinker schnurstracks ins Irrenhaus, andere lösten schon beim zweiten Glas so restlos alle Hemmungen, daß Mütter zu Kindesmörderinnen, Bankdirektoren zu rasenden Amokläufern, junge Mädchen zu kaltblütigen Giftmischerinnen wurden.

Der einzige greifbare Erfolg der Prohibition war — und das wird heute, einige Jahre nach ihrem unrühmlichen Ende, kaum noch bestritten — ein Aufschnellen der Kurve der Kriminalität, wie Amerika es in den wildesten Zeiten seiner bewegten Jugendtage nicht erlebt hatte.

Denn der amerikanische Käufer will, trotz des Gesetzes, auf Schnaps, Bier oder Wein nicht verzichten. Der Gastwirt, gleichviel ob Spelunkenboß oder großer Hotelier, liefert ihm Getränke. Er sucht also mit der Polizei seines Distriktes auf guten Fuß zu kommen, um nicht täglich durch Kontrollen belästigt zu werden. Zu deutsch: Er läßt blanke Dollar über den Tisch hüpfen. Auch der Großhändler, der

den Wirt mit Alkohol versorgt, geht den gleichen Weg. Nur sind seine Abgaben schon höher, da ja auch sein Umsatz höher ist, und er hat nicht nur Polizisten, sondern auch Bürgermeister, Sheriffs, Richter zu bestechen. Der Hersteller endlich geht willig auf diese im Grunde höchst einfachen Spielregeln ein.

Die Korruption blüht wie nie zuvor. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, nicht nur im Alkoholschmuggel. Man kann viel erreichen, kennt man die Wege zum Herzen eines Richters, Polizeichefs oder gar Gouverneurs. Man muß nur eines wissen, daß alle diese Wege täglich von neuem mit Gold gepflastert werden müssen.

Und im Gefolge der Korruption zieht das Verbrechen. Genau entsinnen wir uns noch der alltäglichen Meldungen aus USA.: Gangsterschlacht, Banküberfall, Menschenraub, Erpressung, Diebstahl, Betrug, Mord und immer wieder Mord und Mord und Mord ...

Mord aus Lust am Töten, aus Habgier, aus Grausamkeit. Mord an Polizisten, an pflichttreuen Beamten, an Konkurrenten, an säumigen Zahlern, an völlig Unbeteiligten, an harmlosen Spaziergängern, an Männern, Frauen, Kindern.

Und selten nur kamen die Stimmen zu Gehör, die den Mord ein grauenhaftes Verbrechen und den Mörder einen gemeinen Verbrecher nannten. Die Welt hörte nur die anderen, die ihn und seine Untat verherrlichten, den Gangster romantisierten, ihm in Film, Theater, Presse ein rührendes Schicksal andichteten,

ihn der Jugend als Vorbild harter, entschlossener Männlichkeit vorstellten — jene Stimmen fast ausnahmslos jüdischer Herkunft.

So machtvoll ist bis in unsere Tage der Einfluß dieser Stimmen, daß das Verbrechen — auch der Mord! — fast straflos bleibt, daß die nach langer Jagd endlich gefaßten und glücklich verurteilten Verbrecher sicher sein dürfen, von einem mildherzigen Gouverneur nach kurzer Zeit begnadigt und auf „Ehrenwort" entlassen zu werden.

Daß die überaltete, oft völlig sinnlos gewordene Verfassung der Einzelstaaten der Union die Verfolgung eines Mörders durch den ganzen Kontinent praktisch unmöglich macht, wird nur von den G-Männern beklagt. Der amerikanische Politiker demokratischer Färbung empfindet jeden Versuch, diese ehrwürdigen Paragraphen aus der Zeit George Washingtons der modernen Zeit anzugleichen, als fluchwürdiges Verbrechen wider den Geist echter Demokratie. Lieber sieht er tatenlos zu, daß — nach den neuesten Feststellungen des Bundesuntersuchungsamtes der USA. — in den Vereinigten Staaten alle neun Minuten ein Mensch ermordet wird, alle zwei Minuten ein Einbruch stattfindet, daß in der gleichen Zeit ein Auto gestohlen wird, daß immer nach vierzig Sekunden ein Dieb lange Finger macht, daß die Vereinigten Staaten alle diese Gesetzesübertretungen und Verbrechen in jeder einzelnen Sekunde mit rund 1000 Mark Verlust büßen müssen und daß das Gangstertum allein durch Raub und Überfall in

jedem Jahr Werte von rund 60 Milliarden Mark erbeutet!

Er sieht auch lieber zu, daß hohe Richter der Korruption angeklagt, ihre Frauen wegen Schmuggels verurteilt werden, daß kein Tag vergeht, an dem die Zeitungen nicht von neuer Bestechung berichten müssen, begangen von Menschen, denen der Schutz und die Verwaltung des Staates anvertraut ist.

Es lebe die Demokratie, es lebe die Theorie, es lebe die Idee der Gleichheit, der Freiheit, der Brüderlichkeit!

Wenn der Staat darüber zugrunde geht — nun, dann liegt die Schuld bei ihm, nicht bei der unfehlbaren, trefflichen, die edelsten Instinkte des Menschen weckenden Staatsform der Demokratie!

So schreit im lauten Chor der Demokraten auch Tammany Hall. Nichts darf geändert werden, nichts gebessert, nichts der Neuzeit angepaßt. Was den Vätern teuer war, ist uns heiliges Vermächtnis ...

So predigen die Biedermänner aus dem feudalen Wigwam der Söhne Sankt Tammanys. Noch gibt es Millionen, die ihr keuchendes Pathos für echtes Gold halten. Noch stehen sie unwissend und, absichtlich unbelehrt, treu zu ihren „Führern“.

Neben ihnen aber stehen schon Hunderttausende, die wohl wissen, daß alle schönen Sprüche über den unvergänglichen Wert demokratischer Einrichtungen nur das Gefühl überdecken sollen, das jener alte Kämpe in die klassischen Worte kleidete:

„Siegt Staatsanwalt Dewey, dann sind wir alle verloren — dann muß Sing-Sing um einen Flügel vergrößert werden.“

Die Schar der Wissenden wächst. Wenn ein General der Armee der USA. es wagen kann — denn dies ist ein Wagnis! — vor einem Untersuchungsausschuß zu behaupten, das Judentum bilde in den Vereinigten Staaten einen Oberstaat im Staate, dessen Kontrolle in den Händen des „American Jewish Committee“, des „Amerikanisch-jüdischen Kongresses“, des jüdischen Gewerkschaftsausschusses und der jüdischen Weltloge „B' nai B'rith“ liege — dann zeigt diese Feststellung deutlich, daß gesunde Kräfte sich dieser Entwicklung entgegenzustemmen bereit sind.

Noch sind sie zu schwach. Noch herrscht der Tiger Tammany Halls. Und auch ein Tiger kann sein Fell nicht wechseln ...

•

IX. Kapitel

In der Anklagebank: Ein Tiger!

Zum drittenmal erklang das dumpfe Pochen an der Tür, die vom Beratungszimmer der Geschworenen in den Sitzungssaal führte.

Die neben der Tür postierten Gerichtsdiener riefen mit monotoner, unbeteiligter Stimme ihr:

„Zu Gericht! Zu Gericht, sobald der Richter naht!“

Der Sitzungssaal füllte sich. Das Publikum nahm schwatzend und sich der kommenden Sensation vorfreuend seine Plätze wieder ein; die wenigen Zuhörer, die während der langen Beratungspause den Saal nicht verlassen hatten, räkelten sich, um den Schlaf zu vertreiben, in den Bänken.

Richter, Staatsanwalt, die Verteidiger, der Angeklagte erschienen nebeneinander.

Und nun wurde auch die Tür zum Beratungszimmer geöffnet — in langer Reihe hielten die zwölf Geschworenen, die „zwölf Männer treu und wahr“, wie es in der amerikanischen Rechtsprechung heißt, ihren Einzug. Im Gänsemarsch begaben sie sich auf ihre Bank zurück.

Der Gerichtsschreiber stand hinter seinem Tisch auf.

Die Geschworenen erhoben sich.

„Meine Herren Geschworenen“ — fast feierlich klang die Stimme durch den Saal — „haben Sie einen einstimmigen Spruch gefällt?“

Und der Obmann, ein wenig hastig, so als hätte er Eile, sich einer verdammt peinlichen Pflicht zu entledigen:

„Ja — wir sprechen James J. Hines schuldig der Beamtenbestechung und der Teilnahme an einem betrügerischen Lotterieunternehmen!“

Zu einem hilflosen, verkniffenen Grinsen erstarrte das eben noch so freche, breite Lachen, das Jimmy Hines als Zeichen seines unbesiegbaren Optimismus zur Schau getragen hatte. Die Siegeszuversicht war verschwunden. Geblieben war das lähmende Gefühl eines abgrundtiefen Sturzes. Ein einziges winziges Wort hatte die Entscheidung gebracht, hatte jede Hoffnung zerstört, hatte das strahlende Wohlwollen des Biedermanns in Sekunden ausgelöscht und in fassungsloses Staunen verwandelt.

Denn an diesem 23. März des Jahres 1939 hatte der Obmann einer New Yorker Geschworenenbank eben nach langer, nervenaufpeitschend langer Beratung den Wahrspruch dieser Jury unbescholtener, ehrlicher, das Gesetz liebender Männer verkündet:

„Schuldig!“

In den dreizehn Punkten der Anklageschrift für schuldig befunden der Beamtenbestechung und der

Teilnahme an einem betrügerischen Lotterieunternehmen.

Das sagt vorsichtig umschrieben Staatsanwalt Dewey. In Wirklichkeit meint er aber, und jeder im Saal und weit über seinen engen Raum hinaus in ganz New York weiß das:

Jimmy Hines, allmächtiger „Boß" und Leiter von Tammany Hall, der New Yorker Wahlorganisation der demokratischen Partei der Vereinigten Staaten, ist angeklagt und nun für schuldig befunden der aktiven und passiven Bestechung, der Korruption jeder Art, der Annahme von Schmiergeldern, der Veruntreuung öffentlicher Mittel, in erster Linie der offenen und geheimen Verbindung zu den „Rackets", den Gangster- und Verbrechertrusts der New Yorker Unterwelt.

Jimmy Hines — der mächtigste Mann der größten Stadt der Welt.

Ohne dessen Willen kein Gouverneur des Staates New York, kein Bürgermeister der Stadt New York gewählt wird. Der jeden, aber auch wirklich jeden einzigen Posten in der Verwaltung der Riesenstadt kontrolliert, ohne dessen Zustimmung kein Bewerber Schatzmeister der Stadt, Direktor eines Gaswerkes oder Rektor einer Schule werden kann, ebensowenig aber auch Polizist oder Straßenfeger.

Wer an irgendeiner hohen oder niedrigen, wichtigen oder unwichtigen Stelle der unübersehbaren Beamtenschaft New Yorks aus öffentlichen Mitteln besoldet wird, ist vom Wohlwollen dieses Jimmy Hines

abhängig, der, ohne selbst ein Amt dieser Stadt zu bekleiden, über mehr Macht verfügt als Gouverneur, Bürgermeister und alle Beamten zusammen.

Denn er ist der „Boß“ von Tammany Hall.

Zwei Mächte beherrschen New York und damit das öffentliche Leben eines bedeutenden Teiles der Vereinigten Staaten:

Tammany Hall, die demokratische Wahlorganisation — und die Bandentrusts der Unterwelt.

Der Verbindungsmann zwischen Politik und Verbrechen ist James, genannt Jimmy, Hines!

Der Mann, der selbst amerikanische Präsidenten — soweit sie der demokratischen Partei angehören — „machen“ kann, zu dem sich noch während dieses sich fast ein Jahr hinziehenden Prozesses der amtierende Präsident Franklin Delano Roosevelt in Freundschaft bekannte, hat der Unterwelt die Tore der Stadt geöffnet.

Die Horden der Gangster, Verbrecher, Mörder, Diebe und Erpresser, die Asozialen und Parasiten, die Mischlinge aller Farben und Rassen, die Juden aus den Ghettos der alten Welt wie aus den Slums amerikanischer Großstädte, alles, was man unter dem Sammelbegriff „Abschaum der Menschheit“ zusammenfassen kann, hat er an die Krippe geführt. Ehrliche, verdiente Beamte wurden aus ihren Stellungen verdrängt, um früheren Zuchthäuslern Platz zu schaffen. Kleine Angestellte der Feuerwehr oder der Müllabfuhr wurden davongejagt, weil die Truppen der Gangster-Kapitäne auf ihre Posten und ihren

Lohn lauerten. Systematisch wurde jeder Zweig dieses ungeheuren Verwaltungsapparates abgekämmt, um dem Verbrechen und der Korruption Eingang zu schaffen, bis New Yorks kommunales Leben in geradezu beispielloser Weise zersetzt und zerstört war.

Das Werk eines Mannes, der es verstanden hat, Parteiführer und Gangsterhäuptling in einer Person zu sein.

Die Tat dieses Jimmy Hines, den nun das Gericht nach dem „Schuldig" der Geschworenen am 23. März 1939 zu einer Gefängnisstrafe von vier bis acht Jahren verurteilt ...

★

New York hält den Atem an.

Jimmy Hines verurteilt?!

„Boß" Hines muß ins Gefängnis?!

Das Unglaubliche, die kühnsten Vermutungen übersteigende, ist geschehen:

Tammany Hall hat einen Gegner gefunden. Einer hat den Kampf aufgenommen. Und hat ihn — bisher jedenfalls — gewonnen.

Und während noch die Schlitzverschlüsse neugieriger Kameras wie ein leises Trommelfeuer klacken, um die Gesichter der an diesem Prozeß Beteiligten festzuhalten — während riesige Schlagzeilen auf den Titelseiten der New Yorker Zeitungen den Ausgang des „sensationellsten Prozesses dieses Jahrhunderts" verkünden — während raubgierige Reporter als

journalistische Nachlese die Anzüge der zwölf Geschworenen beschreiben und ihren Lesern die grimmigen Schrecken ausmalen, die den armen, alten Boß im Gefängnis erwarten (keine Sorge, er wird sehr bald gegen eine gar nicht einmal hohe Kaution auf freien Fuß gesetzt werden, denn noch funktioniert die von ihm reichlich geölte Maschine!) — sitzt der Staatsanwalt Thomas E. Dewey in seinem Büro und zieht die Bilanz dieses Prozesses.

Er weiß, daß der Krieg noch lange nicht entschieden ist, wenn er auch nach vielen Anfangserfolgen jetzt auch diese Schlacht gewonnen hat.

Er weiß auch, daß noch manche Überraschung im Hintergrund lauert, daß noch mancher Gegenschlag gegen ihn, seine Stellung und seine — er gibt sich gar keiner Selbsttäuschung hin — auch gegen seine Existenz und sein Leben geführt werden wird

Er kennt doch Tammany Hall. Seinen fast ungreifbaren, wie eine Qualle bei jeder Berührung auseinanderfließenden anonymen Gegner. Der nimmt, auch wenn jetzt wohl für einen Augenblick zitterndes Entsetzen ihn lähmen mag, diesen Schlag nicht unerwidert hin.

Nein, Thomas Dewey weiß genau: Der Kampf geht weiter!

Dieser gigantische Kampf um die Macht in New York und damit um die Schlüsselstellung der amerikanischen Innenpolitik. Er führt ihn aus eigensüchtigen Motiven.

Es wäre falsch, in Staatsanwalt Dewey einen strahlenden Siegfried zu sehen, nur einen selbstlosen Kämpfer um Recht und Ordnung. Wohl geht es auch darum, und Thomas Dewey weiß es sehr gut, daß er diesen Kampf nur gewinnen kann unter der Flagge von Recht und Gesetz. Daneben aber geht es ihm um anderes noch.

Er hat Ehrgeiz, dieser junge, erst siebenunddreißig Lenze zählende Staatsanwalt von New York. Im vergangenen Jahr hat er sich als Kandidat der Republikaner, der zweiten großen Partei der USA., um den Posten des Gouverneurs von New York beworben. Der Prozeß gegen Hines hatte damals eben erst begonnen, sein Ausgang war noch völlig ungewiß. Dennoch war allein die Tatsache, daß einer es wagte, gegen Hines und Tammany Hall anzugehen, so verblüffend, so stark, daß der unbekannte junge Staatsanwalt nur mit einer ganz, ganz knappen Minderheit gegen den jüdischen Kandidaten der Demokraten, Herbert Lehman, unterlag. So gering war diese Minderheit, daß man schon damals in Thomas Dewey einen aussichtsreichen Kandidaten der Republikaner um den im Jahr 1940 stattfindenden Wahlkampf zur Bestimmung des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten vermutete.

Thomas Dewey weiß, was er will. Er weiß, daß er, will er so hohen Zielen nachträumen, den Kampf gegen Tammany Hall durchstehen muß.

Dies war erst der Anfang. Er war schwer genug...

Ein paar kleinere Prozesse gegen Gangster mittlerer Bedeutung waren vorangegangen. Ein durch die Aufhebung des Alkoholverbots „arbeitslos" gewordener Bierschmuggler des jüdischen Namens Flegenheimer — sein Kriegsname „Dutch-Schulz" konnte nicht über seine rassische Herkunft täuschen — wurde des großen Feldzuges erstes Opfer. Das heißt, er fiel, noch ehe Dewey zugreifen konnte, unter den Kugeln der Maschinenpistolen einer Konkurrenzbande. Aber er hatte dem Staatsanwalt den Schlüssel zu dem großen Rätsel geliefert.

Und dies Rätsel hieß ganz einfach:

Wer steht hinter all diesen Banden? Wer schützt sie vor unerwünschten Zugriffen der Polizei? Wer sorgt dafür, daß die Justiz beide Augen fest zudrückt, wenn man wirklich einmal einen erwischten Gauner vor Gericht bringen muß? Wer warnt zur rechten Zeit?

Wer ist der geheimnisvolle Mann im Hintergrund, den man nicht kennt, den man aber mit mathematischer Sicherheit als vorhanden annehmen muß, so wie die Astronomen aus mancherlei Anzeichen die Existenz eines Sternes errechnen, den zu erblicken selbst dem schärfsten Fernrohr noch verwehrt ist?

Langsam hatte Staatsanwalt Dewey sich herangetastet. Er brauchte ja nur irgendwo in den großen Korruptionssumpf New Yorks zu greifen, um neues Material, neue Fälle herbeizuschaffen. Manchen Rückschlag hatte er einstecken, manchen Nackenhieb hinnehmen müssen — Gangster, die er schon überführt

glaubte, wurden von ängstlichen oder bestochenen Richtern freigesprochen, seine Kronzeugen, kleine, ausgeplünderte, erpreßte Geschäftsleute, waren bald danach auf nie aufgeklärte Weise ums Leben gekommen.

Dann aber war der erste scharfe Schlag gefallen. Er hatte Lucky Luciano, dem Boß des New Yorker Bordell-Rackets, gegolten.

Ja, selbst im Bezirk der roten Laternen, in den Lasterhöhlen der Weltstadt, herrschte die organisierte Unterwelt. Lucky Luciano, auch er trotz des italienischen Namens jüdischer Abkunft, führte sie an. Im Waldorf-Astoria, dem eleganten, sündhaft teuren Luxushotel, bewohnte er ein paar vornehme Zimmer. Tagsüber spielte er den seriösen Geschäftsmann, der sogar einen eigenen Anwalt besoldete, um nur ja richtige Steuererklärungen abgeben zu können. Am Abend aber und in der Nacht, da ging die Hyäne auf Raub aus. Da kassierten seine Helfer in den öffentlichen Häusern gewisser Straßen die Abgaben ein: 150 Dollar hat jedes Mädchen in der Woche zu stellen, 1000 jede „Madame", wie die Unterwelt die Inhaberinnen dieser Häuser nennt.

Zahlen sie nicht — nun, der „Lastertrust" kennt viele Mittel, säumige Zahler an ihre Pflicht zu erinnern:

Mit eingeworfenen Fensterscheiben beginnt ihre Liste, die sich über Prügel, Mißhandlung, schwere Verletzungen bis zum bitteren Ende im East River oder in einem verlassenen Winkel dieser trotz aller

Lichtkaskaden finsteren Stadt fortsetzt. Wer gefesselt den Strom hinabschwimmt oder einen Dolch im Rücken trägt, plaudert nicht mehr.

Diesem Lucky Luciano ist Dewey auf die Spur gekommen. Seine kleinsten Helfer hat er sich gegriffen und sie in seinem Privatbüro im 23. Stock des Woolworth-Hauses — er hat es mieten müssen, weil in seinem offiziellen Amtszimmer die Wände Ohren haben! — das „Singen" gelehrt. Deweys Singeschule nennen seine Gehilfen — auch sie hat er auf eigene Faust engagiert, weil auf seine Beamten nicht zu rechnen ist — diese Räume. Denn hier werden die Gefangenen so lange verhört, bis sie „singen", bis sie preisgeben, was sie wissen. Es geht dabei nicht schön her. Wände und Türen sind gepolstert, die Fenster sind dicht verriegelt. Aber hat einer der Lumpen, die hier mit nicht eben sanfter Methode zum „Singen" gebracht werden, je gezaudert, wenn es galt, einen Unschuldigen kaltblütig auszuplündern und zu morden?

Nein, sanfte Töne hört die Singeschule im Woolworth-Haus selten ...

Viel wissen diese Burschen nicht. Luckys Racket ist so aufgebaut, daß einer immer wieder nur einen kennt, nie aber die anderen dazu. Aber was jeder weiß, genügt, um zum Nächsten zu kommen.

So schließt sich der Ring. Als Lucky Luciano endlich vor den Geschworenen steht, da nützen ihm seine zwölf Anwälte, die er mit mehr als zwei Millionen Dollar honoriert, nichts mehr. Da müssen vor der

Wucht der Anklage auch die höchsten „Beziehungen“ versagen. Denn Staatsanwalt Dewey läßt über hundert Zeugen antreten, die fast alle bei ihm das „Singen“ lernten.

Und wie sie singen! Die Gangster, Straßenmädchen, Zuhälter, Madamen. Grauenvoll ist das Bild seiner Sklaverei, das sie singen. Grauenvoller noch die Erkenntnis, daß diese dem Laster verfallenen Mädchen fast ausnahmslos rein weißblütig sind, amerikanische Landmädchen zumeist, die von dem Juden Luciano und seinen Helfern den jüdischen Kunden dieser Häuser zugeführt wurden!

Lucky Luciano wird zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt, die der Richter in die Todesstrafe umzuwandeln droht, wenn auch nur einem der Zeugen des Staatsanwalts ein Haar gekrümmt werden sollte.

Der erste Sieg.

Über den Gangstertrust auf dem New Yorker Geflügelmarkt, über das Restaurant-Racket, das die Gastwirte erpreßt oder ihnen die Wirtschaften demoliert, nähert sich Staatsanwalt Dewey dem Zentrum der politischen Unterwelt. Er ahnt, wohin der Weg ihn führen wird. Aber Beweise braucht er, Beweise!

Bei der Aufrollung des „Lotterie-Rackets“ mußten sie — er wußte es genau — an das Licht kommen. Denn hier war die größte Beute zu rauben, hier wurden die größten Umsätze gemacht, hier mußte der geheimnisvolle Mann im Dunkel zu finden sein. Wenn es ihn überhaupt gab, dann hier ...

„Dutch-Schulz“ Flegenheimer war der Erfinder des Lotterie-Rackets gewesen. Mit seinen alten Genossen aus der Zeit des Schnapsschmuggels — ihre Namen verraten genug: George Weinberg, Lulu Rosenkranz, Harry Schönhaus, Martin Weintraub, Dixie Davis, Abel Landau — hatte er es zunächst im New Yorker Negerbezirk Harlem aufgebaut. Es beruhte ganz einfach darauf, daß man gegen einen beliebigen Einsatz von 10 Cents, die zwei Schuljungen zusammenlegen, bis hinauf zu 1000 Dollar das Recht erwarb, auf einer Karte, die dem Lotterieagenten übergeben wurde, eine dreistellige Zahl anzugeben. Stimmte diese Zahl zufällig mit den letzten drei Ziffern des täglich neu bekanntgegebenen Ausweises der Bundesbank überein oder mit den entsprechenden Ziffern der Quote beim letzten Rennen des Vortages oder auch mit den Angaben über den Wasserstand des Hudson, dann hatte man gewonnen und erhielt seinen Einsatz mit der hohen Quote 600:1 ausgezahlt. Was bei 10 Dollar Einsatz immerhin 6000 Dollar Auszahlung ergab.

Und am nächsten Morgen konnte man sein Glück neu versuchen.

Ganz New York spielte diese Lotterie, die wie alle derartigen Glücksspiele in USA. verboten waren. Macht nichts — die Behörden drückten gern die Augen zu, wenn man ihnen nur genug „Sand“ hineinstreute.

Schulkinder, Arbeiter, Börsenmakler, Gastwirte, Polizisten und Richter, kleine und große Geschäfts-

leute, Hausfrauen und lockere Mädchen: alle suchten an jedem neuen Tag bei der Zeitungslektüre zunächst den Tagesausweis der Bundesbank oder die Angaben über den Wasserstand im Hudson.

Und dies verbotene und dennoch ganz öffentlich gespielte Spiel brachte seinen Erfindern anfangs einen Tagesverdienst von 10 000 Dollar, später von 64 000 Dollar.

An jedem Tag!

Denn — fast scheint es überflüssig, dies zu erzählen — dies Konsortium jüdischer Gauner hat natürlich auch noch die an sich schon winzig kleine Möglichkeit ausschalten wollen, daß einer die richtigen Zahlen errät. Es könnte ja durch Zufall geschehen ...

Dem darf man sich doch nicht aussetzen ...

Nichts leichter als das!

Um ein paar Stunden vor dem Tagesabschluß der Bundesbank oder vor der Feststellung des Wasserstandes im Hudson wird die Lotterie abgeschlossen. Dann läßt man sich — wozu schmiert man denn auch Beamte und Angestellte? — die inzwischen ermittelten Zahlen durchsagen, ehe sie in die Presse gegeben werden. Will es das Unglück, daß ein hoher Betrag — sagen wir 1000 Dollar — auf die drei Endziffern gesetzt ist, dann läßt man seinen Helfer in der Bundesbank oder im Strombüro eben eine Ziffer ändern. Was macht es schon, wenn der Hudson um einen Millimeter mehr oder weniger gestiegen ist

oder die Bundesbank einen Cent mehr oder weniger in der Kasse hat? Wenn man selbst dadurch 600 000 Dollar sparen kann?

So werden die großen Gewinne immer weniger, sie hören allmählich — aber das merken die Spieler ja gar nicht — ganz auf und aus dem Lotterie-Racket wird eine Sache, die man gut und gern auf hundert Millionen Dollar im Jahr schätzen kann.

Und das will selbst in New York etwas heißen...

*

Als die Entwicklung hier angekommen ist, greift Staatsanwalt Dewey zu.

Er weiß, daß er jetzt den großen Fang tun wird. Die Hyäne, die tagtäglich auf Raub ausgeht, der gierige, gefräßige Schakal der Weltstadt, wird ihm ins Netz gehen.

Er weiß auch, wo dies Untier haust:

In dem prunkvollen Marmorpalast, der sich gegenüber der City Hall, dem Rathaus der Stadt, protzend erhebt.

In dem Palast, der der Sitz von Tammany Hall ist!

Staatsanwalt Dewey wartet die Wahlen des Frühjahrs 1938 ab. Mit ungeheurer Mehrheit wird er zum Staatsanwalt wiedergewählt. Seine Stellung ist fest und gesichert.

Nun packt er zu. Er erhebt Anklage gegen James J. Hines, den „Boß“, den Leiter von Tammany Hall.

„Die Einwohnerschaft des Staates New York beschuldigt den hier vor Gericht erschienenen James J. Hines der Beamtenbestechung und der Teilnahme an einem betrügerischen Lotterieunternehmen!"

Wochen dauert es, bis die Geschworenenbank besetzt ist. Viele Hunderte von Anwärtern muß Dewey aufrufen, bis er die zwölf findet, die, wie das Gesetz vorschreibt, den Angeklagten nicht kennen — und wer in New York kennt Boß Hines nicht — oder die sich nicht aus Furcht vor Tammany Halls Rache für befangen erklären.

Am 16. August endlich beginnt der Prozeß.

Der Gerichtsschreiber ruft seinen Spruch aus: „Hört! Hört! Tretet heran alle, die ihr geladen seid und ihr sollet gehöret werden. Merket auf alle, die ihr rechtens vor diesem Hohen Gerichtshof des Staates New York in der Stadt New York zu tun habt. Die Verhandlung hat begonnen!"

Und sie treten heran:

Mit seinen Gehilfen Staatsanwalt Dewey, das Gesicht mit dem markanten dicken Schnurrbart zu ironischem Lächeln verzogen.

Jimmy Hines mit seinem Stab von Anwälten, deren Wortführer der Jude Joseph Shalleck ist. Zuversichtlich grinsen sie alle — was soll ihnen passieren? Was kann schon einem Mann passieren, der alle Fäden, die zu den einflußreichsten Staatsstellen laufen, in seiner Hand hält?

Die Meute der Reporter, der Photographen, der Wochenschaumänner. Das Publikum. Unterwelt und

„obere Vierhundert“, beide oft nicht voneinander zu unterscheiden. Elegante Nichtstuer neben den Bullengestalten der Leibwächter irgendeines Gangsterkapitäns. Und Frauen, viele Frauen ...

Sie sind gekommen, um diesen nett aussehenden Jungen, diesen Thomas Dewey, noch einmal zu sehen, der ja nun bald — schade um ihn, er hat so hübsche, starke Zähne — in den Fängen des „Tigers“ Jimmy verbluten wird.

„Der Tiger“ — so heißt Jimmy im Volksmund New Yorks. Ein Ehrenname, viel zu gut für ihn.

Und dann der Chor der Singvöglein des Staatsanwalts.

Sie haben gelernt, worauf es ankommt: Die Kleinen können sich retten, wenn sie den Großen belasten.

Sie singen. Wie sie singen! Alles, aber auch restlos alles packen sie aus. Jede Summe nennen sie, die Hines von den Gangstern erhalten hat: Erst 3000, dann 5000 Dollar in jeder Woche allein aus dem Lotterie-Racket. Jahre lang. Dafür hatte er den Banden den Rücken freizuhalten, Polizeibeamte und Richter abzusetzen oder zu maßregeln, wenn sie es wagten, das Geschäft zu stören.

Da berichtet einer aus dem Zeugenstand, wie hoch die Spenden für die Wahlfonds von Tammany Hall waren, die „Boß“ Hines für solche Hilfestellung von den Gangstertrusts forderte. Wie sie, um diese Summen müheloser aufzubringen, die ehrlichen Lotterieeinnehmer durch Gewalt und Erpressung zwangen,

die Lose ihrer Schwindellotterie zu verkaufen und ihnen obendrein regelrechte Tribute zu zahlen. Wie Hines um all diese Dinge wußte und dennoch immer neue Forderungen für sich oder für die Hall gestellt habe ...

Da erzählt George Weinberg, wie eng die Beziehungen zwischen dem inzwischen ermordeten Flegenheimer und Hines waren. Er erzählt es nicht nur, er beweist alles, was er sagt. Fast geschäftsmäßig reiht er die Namen, Daten, Zahlen aneinander.

Sie alle haben das Singen gelernt. Alle die kleinen Gangster, Zuhälter, Erpresser, Agenten, Zwischenträger, dieser Aushub der Gosse, den Staatsanwalt Dewey doch sorgsamer hütet als er ein Mädchenpensionat gehütet hätte. Zu jeder Verhandlung läßt er sie in den Panzerwagen der Polizei, von bewaffneten Beamten begleitet, zum Gericht bringen — nach jeder Sitzung drängt sich die Schar singender Galgenvögel ängstlich und scheu auf dem Flur zusammen, von ihren Wächtern beschützt, bis die Autos sie wieder zu ihrem Aufenthaltsort außerhalb New Yorks bringen, dessen Lage wohl nur dem Staatsanwalt bekannt ist.

Denn nur so kann er seine Zeugen für die Dauer dieses Prozesses am Leben halten!

Über allem aber thront, wachsam wie eine Spinne im Netz, Richter Marcus Pecora, selbst aus Tammany Hall hervorgegangen, mit allen seinen jüdischen Sympathien auf der Seite des Angeklagten. Wie-

der und weder fährt er dem Staatsanwalt in die Parade. Als Dewey ein geringfügiger Formfehler unterläuft — er fragt einen Zeugen nach der Beteiligung von Hines an einem anderen Racket, das in der Anklageschrift nicht erwähnt ist — da erklärt er, kreischend vor Freude, den Prozeß für beendet, den Angeklagten als auf freien Fuß gesetzt.

Ein paar Monate später hat Dewey ihn von neuem auf der Anklagebank. Noch besser ist er diesmal gerüstet. Noch eifriger, noch lauter singt der Chor seiner Singeschule.

Und als einer an den Schluß seiner langen, vernichtenden Aussage den Satz stellt:

„Hines übernahm nach Flegenheimers Ermordung die Führung des Rackets. Er war der größte Gangster unseres Trusts", — da ist das Wild eingekreist, umstellt, in der Schlinge verstrickt.

Da hat einer den Tiger Hines, der unantastbar und unverwundbar schien, zu Tode gehetzt. Hat dem Biedermann die Maske der Wohlanständigkeit, des geachteten, verdienten Bürgers, von der grinsenden Fratze gerissen. Und hat ihn damit zur Strecke gebracht.

Denn nun verkünden die Geschworenen ihr „Schuldig", und der Vorsitzende — Pecora ist von einem Richter irisch-amerikanischer Abstammung abgelöst worden — spricht das Urteil:

Vier bis acht Jahre Gefängnis.

Für Jimmy Hines.

In Wirklichkeit für den Angeklagten, der unsichtbar neben ihm in der Bank saß:

Für Tammany Hall.

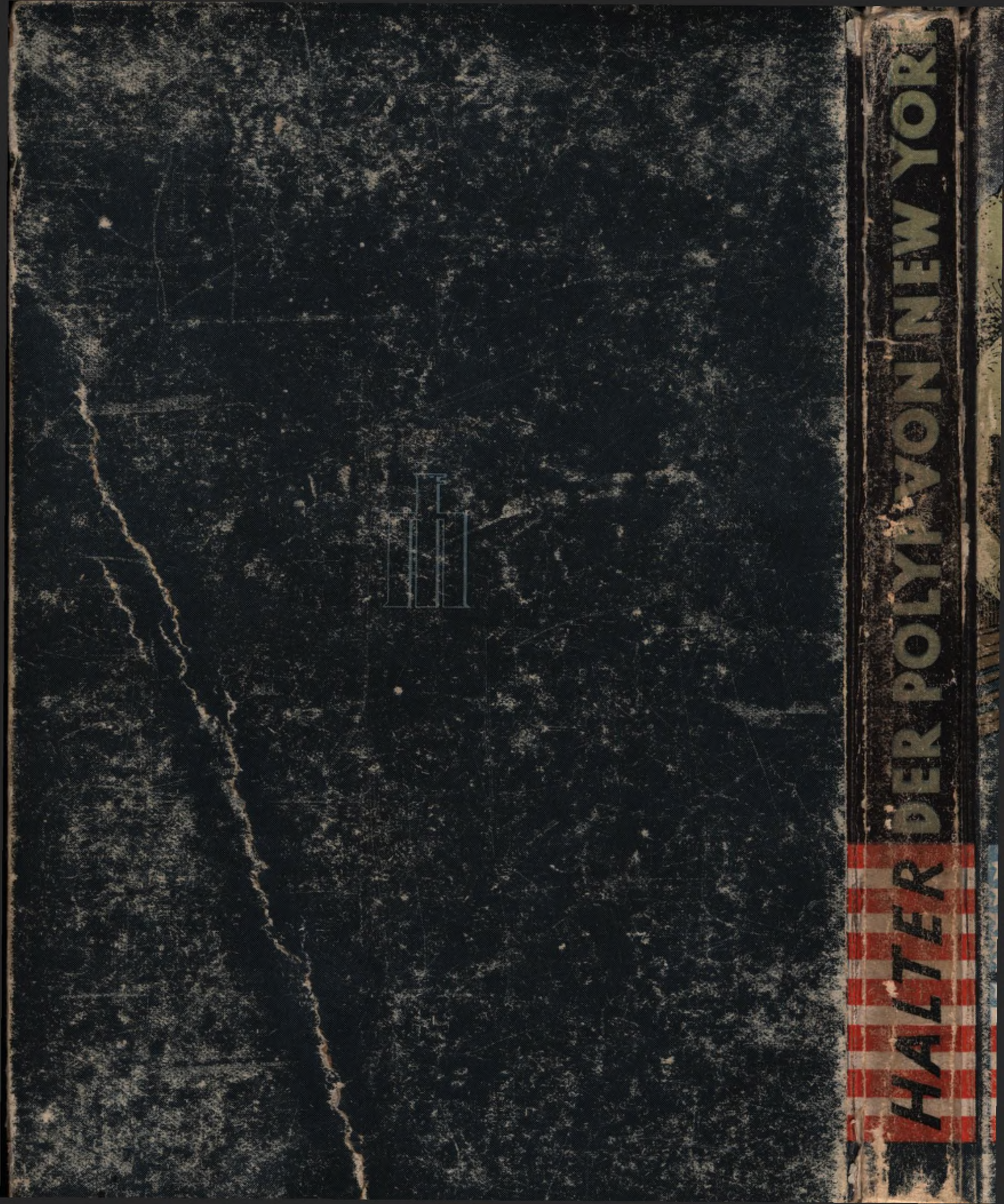
Für jene Organisation, die im Prozeß gegen ihren „Boß" erneut als die Zentrale der ungeheuerlichsten politischen Korruption entlarvt wurde, deren nun genau 150 Jahre alte Geschichte sich als eine einzige Kette von Skandalen, Verbrechen, Untaten und Gesetzlosigkeiten entpuppt hat.

Die wie ein riesiges Ungeheuer über der größten Stadt der Welt hockt, ihr den Atem abschnürt und das Blut absaugt.

Auf der Anklagebank auch dieses Gerichts saß Tammany Hall, der Polyp von New York.

---

k 243


HALTER
DER POLYP VON NEW YORK